

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

010335 / 1846
II

Das

462.

Westphälische Dampfboot.

Eine Monatschrift.

Redigirt

5. a.

von

Dr. Otto Lüning.

Zweiter Jahrgang.

Januar.

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Ervinger Leibelabinger

Bielefeld, 1846.

A. Helmich's Verlag. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Kaufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.





8044

583010





4. 2

Die jetzige Noth, ihre Ursachen und Mittel zu ihrer Abhülfe.

Wir stehen schon wieder an der Grenzscheide zweier Jahre, nahe der Zeit, wo jeder Geschäftsmann seine Rechnungen abschließt und die Bilanz zieht zwischen Einnahme und Ausgabe, um so froher, je mehr Gewinn sie ergiebt. Es sei daher auch uns ein Rückblick in die nächste Vergangenheit gestattet, um uns zu überzeugen, ob auch wir ein Recht haben, uns der Freude zu überlassen oder ob wir nicht vielmehr alle unsere Kräfte zusammennehmen müssen, um Unterlassenes nachzuholen und begangene Fehler wieder gutzumachen. — Obschon die Furie des Krieges unsere Gauen nicht durchzogen hat, höchstens die Grenzen unseres Welttheils berührte, können wir doch gerade nicht sagen, daß wir die Ruhe des Friedens genossen. In dem rastlosen Drängen und Treiben, welches uns Alle ergriffen, wird wenigstens kein Einzelner sich dieser Ruhe rühmen können, er sei denn geistig oder körperlich ermattet am Rande der Heerstraße liegen geblieben; aber auch das Ganze hat selbst dem Auge des oberflächlichsten Beobachters nicht das Bild einer unbewegten Wasserfläche geben können, es können auch ihm nicht die an einzelnen Stellen sich thürmenden Wogen, die kreisenden Wirbel entgangen sein, wenn ihm auch das bewegende Element im Innern verborgen blieb und er diese Störungen zufälligen, vereinzelt örtlichen Ursachen zuschreiben zu müssen glaubte. Doch nicht die Ruhe, welche ein Zeichen des Todes ist, wünschten wir zu finden, sondern jene ruhige, geordnete Thätigkeit, welche Befriedigung gibt, welche aus der Natur des Handelnden entspringend ein dieser Natur angemessenes Leben bedingt. Auch dieser Ruhe wird sich kein Einzelner rühmen können, weil er sich nicht abschließen kann gegen das Treiben um ihn her, weil Jeder mehr oder weniger davon berührt, wenn nicht gar hingerissen wird. Aber dieses Treiben ist ein fieberisches, ängstlich anzuschauen, es ist ein Jagen und Rennen Alles nach demselben Ziele, wobei sich der Eine nicht weiter um den Andern kümmert, als um ihn auf die Seite zu stoßen oder unter die Füße zu treten, wenn er ihn hindern oder aufhalten könnte. Die Zahl der Kampfunfähigen, der Überwundenen mehrt sich von Tage zu Tage, und die das Ziel erreicht haben, finden keine Befriedigung, denn in weiter Ferne erscheint stets wieder ein neues und der Kampf beginnt wieder wie vorher, nur mit einer kleineren Zahl von Gegnern. Von den Zurückgebliebenen ermannt sich nur selten einer wieder zu neuem Ringen, den meisten fehlt die Kraft. Und dieses Ziel, welches ist es? — Ein Schimmerndes, aber werthloses Ding, denn nur der Wahn ist es, welcher den Schätzen des Mammon Werth verleiht in den Augen der thörichten Menge. Mit diesem Wahn wird auch die Frucht des Sieges schwinden, aber noch sind wir mitten in diesem Ringen befangen,

und die Noth unter den Beflegten hat eine gewaltige Höhe erreicht. „Wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten,“ heißt es in einem alten Sprichwort; hoffen wir denn, daß der Gipfelpunkt dieser Noth bald erreicht sei, d. h. daß nicht noch eine größere Steigerung nöthig sei, bis Hülfe erscheine. — Hat eine Krankheit sich erst in ihrer ganzen Heftigkeit entwickelt, wird es dem Arzte leichter, sie zu erkennen, als in ihrem Anfange, wo die Symptome noch schwach hervortreten. Lassen wir daher auch diese Zeit der Noth nicht ungenutzt vorüberstreichen, sondern forschen wir eifrig nach ihren Ursachen, denn hebt man diese nicht, so kann man die Heftigkeit der Krankheit wohl mäßigen, sie selbst aber nicht vernichten, und sie wird bald mit verdoppelter Kraft wieder hervorbrechen. Auch die Sieger auf der Rennbahn werden bisweilen ermüdet ausruhen und die Klagen der Beflegten zu befänstigen suchen, damit diese nicht zu dem Bewußtsein ihrer Gesamtkraft kommen und ihnen den Preis des Sieges entreißen; glauben sie eine solche Regung aber beschwichtigt zu haben, dann jagen sie von Neuem ihrem Ziele nach, und sehen stolz und kalt im Bewußtsein ihres Übergewichts und ihres Rechts herab auf die Armen.

Der verfloßene Winter war ungewöhnlich lang und streng. Das konnte denen, welche im Besitze warmer Kleider waren, welche in wohlgeheizten Häusern wohnten und Vorräthe genug aufgespeichert oder doch die Mittel hatten, solche zu beschaffen, ziemlich gleichgültig sein. Schlimmer war es schon für die, welche nur ihr nothdürftiges Auskommen haben und sich nur für die gewöhnliche Dauer der Kälte vorgesehen hatten; sie mußten sich schon manchen Entbehrungen unterwerfen, um nicht durch unerwartete Ausgaben in Schulden zu gerathen; aber es ging doch noch, sie konnten sich doch durchschlagen, hatten doch zu Essen, wenn die Kost auch etwas magerer ausfiel, wie sie es gewohnt waren, sie brauchten doch gerade nicht zu frieren, ihre Kleider schützten sie auch noch ein Paar Monate länger gegen den bösen Einfluß der Witterung. Aber der arme Arbeiter, dessen Ersparnisse zu Ende waren, ehe er von Neuem Beschäftigung finden konnte, und noch mehr derjenige, welcher nicht einmal im Stande gewesen war, Ersparnisse zu machen — auf ihn fiel die ganze Last der ungünstigen Verhältnisse; der geringe Erlös, den er für seine verkaufte oder versetzte Habe erhielt, konnte das fürchterliche Elend, welches ihn bedrohte, nur um einige Tage weiter hinauschieben, dann stürzten Hunger und Frost mit all ihren Schrecken auf ihn ein. Die Berichte aus den Orten, wo man sich um die Lage dieser Leute bekümmert hat, besonders aus Köln, führen uns wahrhaft herzerreißende Scenen vor die Augen: ganze Familien fast nackt in engen schmutzigen Löchern zusammengedrängt, ohne ein Lager, als Lumpen oder etwas verfaultes Stroh, ohne Ofen, ohne Brennmaterial, ohne alle Lebensmittel, glücklich wenn sie noch im Stande waren, ein Mitglied so weit auszurüsten, daß es sich auf der Straße sehen lassen und das Nothdürftigste zusammenbetteln konnte. — Woher aber diese fürchterliche Noth? Fehlte es an Lebensmitteln, war nicht genug Brennmaterial da, um Alle zu erwärmen, fehlte es an den nöthigen Kleidungsstoffen, um Alle zu bekleiden? Nein, Überfluß an alle diesem, nur da nicht, wo es nöthig war; Magazine voll von Lebensmitteln, Kohlen und Holz in allen Lagerräumen und eine unererschöpfliche Reserve in den Gruben und Wäldern, Kleidungsstoffe mehr, als der Kaufmann absetzen kann und Fabriken in stets ununterbrochener

Thätigkeit, neue zu erzeugen; ja ein solcher Überfluß an alle diesem, daß wegen des zu geringen Absatzes oft gewaltige Bankerotte und welterschütternde Handelskrisen entstehen. Aber es ist Privateigenthum, und über mein Privateigenthum kann ich frei verfügen; ich darf meine gefüllten Scheuern den Flammen übergeben, während Hunderte von Unglücklichen mit thranenden Augen und eingefallenen Wangen um ein Stückchen Brod flehen; ich darf den fleißigen Ackerbauer von meinem Besitzthume verjagen, wenn es mir besser ansteht, Vieh weiden zu lassen, wo ganze Familien Nahrung und Obdach fanden, ich darf das Land, welches früher die Lebensmittel für Tausende erzeugte, in wildes Haideland umwandeln, wenn ich nur das Recht des Besitzes für mich habe. — Was ist nun aber geschehen, um dieser hereinbrechenden Noth einen schützenden Damm entgegenzustellen, um die Armen wenigstens vorm Untergange zu bewahren? Als die Noth fast schon ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, sahen wir an einzelnen Orten Vereine entstehen von edel denkenden und aufopferungsfähigen Männern, welche mit eigenen und den von ihren Mitbürgern beigesteuerten Mitteln wenigstens den ärgsten Feind der Armen, den Hunger, zu bekämpfen suchten, und soweit es ihnen möglich war, auch den fast Nackten zu nothdürftiger Kleidung verhalfen. Wo sich solche Vereine nicht bildeten war der Arme ganz auf die Wohlthätigkeit des Einzelnen angewiesen, seine Existenz hing von dessen Laune ab. In Köln finden wir die großartigste Einrichtung, eine allgemeine Speiseanstalt, welche Jedem offen stand, der Hunger hatte; auch Kleider wurden hier vertheilt, aber der Vorrath reichte nur für einen kleinen Theil der Bedürftigen aus. Aber die Wirksamkeit des Vereins konnte sich nicht weiter erstrecken, als daß die augenblickliche Noth einigermaßen gelindert wurde, daß der Arbeiter so lange Nahrung fand, bis er wieder Arbeit hatte. Wer durch die Noth einmal heruntergekommen war, wer seine letzten Brocken hatte verkaufen müssen, der blieb auch ferner arm, auch ferner allen ungünstigen Einflüssen der Verhältnisse ungeschützt bloßgestellt; die nächste Arbeitslosigkeit bringt ihn gleiches Elend. Nirgends hat es sich in hellerem Lichte gezeigt, wie gering und unzureichend die Wirksamkeit aller unserer Wohlthätigkeits- und Armenanstalten ist; und sie wird von Tag zu Tage geringer werden, so lange man sich darauf beschränkt, erst bei schon vollständig eingetretener Verarmung helfend einzugreifen, statt die Armuth selbst zu verhindern, denn die Zahl der Armen wächst mit jedem Tage im steigenden Verhältniß.

Raum hatte uns der Winter mit seinen Schrecken verlassen, so schmolz der Schnee auf den Gebirgen, die Ströme schwellen zu einer ungewöhnlichen Höhe an und bahnten sich allen menschlichen Anstrengungen zum Troz neue Wege über die fruchtbaren Felder und vernichteten in wenigen Stunden alle Hoffnungen des Landmanns auf eine glückliche Erndte; ganze Dörfer wurden zerstört und die unglücklichen Bewohner irrten mit ihren wenigen geretteten Habseligkeiten ohne Obdach im Lande umher. Es waren zwar verhältnißmäßig nur kleine Strecken, welche von dem Unglück betroffen wurden; aber was macht das aus? Bei unserer Vereinzelung ist der Einzelne eben nur auf sich angewiesen; die Verluste, welche ihn treffen, treffen ihn darum nicht minder hart, weil sie für das Ganze von gar keiner Bedeutung sind. Die Wohlthätigkeit legte sich allerdings auch hier in's Mittel, linderte die Noth, bewahrte die Armen vorm vollständigen Untergange, aber

ste war doch nicht im Stande, auch alle üblen Folgen zu beseitigen, konnte es nicht verhindern, daß der hart Betroffene in Armuth gerieth und für spätere Zeiten schugloser dastand, wie früher. Und ist es nicht schon ein niederdrückender Gedanke, daß es erst des Erbarmens, des Mitleids der Nebenmenschen bedarf, um den Einzelnen vorm Untergange zu bewahren? weißt uns nicht gerade diese Unsicherheit des Einzelnen gegen das Unglück mit aller Gewalt darauf hin, uns Alle solidarisch zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung zu verbinden? — Die Unglücklichen bauten ihre Häuser wieder auf, so gut es ging und zogen wieder hinein, ehe dieselben noch vollständig ausgetrocknet waren, sich und ihre Kinder dadurch den gefährlichsten Krankheiten preisgebend; sie setzten ihre Kelder wieder in Stand, soweit es möglich war, aber die Saat war unrettbar verloren und mancher Morgen war durch den aufgehäuften Sand und Kies wenigstens für dieses Jahr überhaupt nicht mehr zu benutzen.

Der Sommer war im Ganzen günstig, er versprach, dem Ackerbauer wie dem Winzer eine reiche und gute Erndte, aber auch er war nicht arm an einzelnen gewaltsamen Ausbrüchen der Elemente, heftige Gewitter, übertretende Ströme, Hagelschlag, Windhosen zerstörten in einzelnen Gegenden alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Es waren aber immer wieder nur Einzelne, die davon betroffen wurden, die Aussichten für das Ganze blieben günstig, bis denn in diesem Herbst Alles zusammenkam, um die Noth allgemein zu machen, daß es fast den Anschein gewinnt, als wolle die Natur ihr Möglichstes thun, um uns davon zu überzeugen, wie klein und schwach wir in unserer Trennung von einander sind, als wolle sie uns mit Gewalt in die Assoziation hineintreiben, damit wir den Kampf mit ihr bestehen, sie uns unterthan machen können, statt uns überall von ihr beherrschen und tyrannisiren zu lassen. In einer Zeit, wo durch die allgemeine Geldkrisis Verlegenheiten nach allen Seiten hin verbreitet werden, wo sich schon die ersten Anzeichen einer allgemeinen Handelskrisis geltend machen, bricht eine verheerende Krankheit gerade unter den Früchten aus, welche das Hauptnahrungsmittel des größten und ärmsten Theils unserer Brüder sind. Die Kartoffeln faulen! Dieses Schreckenswort geht durch ganz Europa und erfüllt Alle mit Furcht und Bittern. Woron nun leben? fragt der Arme mit Recht. Die übrigbleibenden gesunden Kartoffeln steigen so hoch im Preise, daß er sie eben so wenig kaufen kann, wie Korn und Fleisch. Mit finsterner Miene ergibt er sich in sein Schicksal oder er empört sich dagegen, wenn ihm noch Kraft und Muth genug geblieben ist. Wir stehen erst im Anfange der schlimmen Zeit, und schon mehren sich die Verbrechen gegen das Eigenthum auf eine bedrohliche Weise. Hier gilt es zu rathen und zu helfen für Jeden, dem noch ein menschliches Herz im Busen schlägt, hier gilt es zugleich unverhohlen und ohne Scheu seine Ansichten auszusprechen, denn nur eine offene Besprechung wird uns in den Stand setzen, das rechte Mittel aufzufinden, um die drohenden Ungewitter von uns abzulenken. Dadurch, daß man ein Übel zu verbergen sucht, vernichtet man es nicht, man macht es nur noch schlimmer.

Zuerst müssen wir hier wieder die Frage aufwerfen: Fehlt es überhaupt an Lebensmitteln, so daß nicht Alle gesättigt werden können? — Wäre dieses wirklich der Fall, so wäre wohl Nichts naturgemäßer, als daß Jeder an den Entbehrungen Theil nähme, welche eine nothwendige Folge des all-

gemeinen Mangels sind, wir würden so mit gegenseitiger Hülfe und Unterstützung auch diese schwere Zeit glücklich und leicht überstehen; es wäre dies gewiß viel natürlicher, viel menschlicher, als daß Einzelne ein Leben voll Appigkeit und Verschwendung fortsetzen, während einem anderen und zwar dem viel größeren Theile die Entbehrungen allein zufallen, während einem großen Theile selbst das trockene Brod fehlt, um den nagenden Hunger zu beschwichtigen. — Aber nein, so schlimm steht es nicht; die Berichte, welche von den verschiedenen Märkten einlaufen, klagen nicht über Mangel, die Kaufleute müssen sogar oft mit ihren Vorräthen wieder nach Hause ziehen, weil sie keine Käufer finden, denn diejenigen, welche kaufen möchten, haben kein Geld. Ja das Geld ist's, und immer wieder das Geld, welches sich feindlich zwischen die Bedürftigen und ihre Bedürfnisse stellt, das Geld ist's, welches es möglich machte, daß die Produkte, welche zur Ernährung Aller nothwendig sind, in den Händen Einzelner angehäuft werden konnten. Und jetzt schreit man gegen Wucherer und Spekulanten, man macht ihnen die bittersten Vorwürfe, daß sie die Noth für ihren Vorthheil auszubeuten suchen, daß sie den Tod des Armen auf ihre Schultern laden, ohne auch nur einmal zu erröthen über ihr verderbliches Treiben, man wirft ihnen Immoralität und was weiß ich noch Alles vor. Es ist wahr, der Handel zeigt uns hier seine widerwärtigsten Seiten, aber er bleibt doch immer noch Handel; es ist ein höchst einseitiges Verfahren, gegen den Wucher zu Felde zu ziehen und den Handel bestehen lassen zu wollen, ein Verfahren, welches nur in der vollständigsten Unkenntniß über das Wesen des Handels seinen Grund haben kann. Auch den Spieler verdammt Ihr, über die Spielhöllen habt Ihr Alle längst den Stab gebrochen. Thut aber der Wucherer, der Spieler etwas Anderes, als der „ehrliche“ Handelsmann? Jeder setzt sein Kapital auf's Spiel, Jeder sucht es zu vermehren und sucht seinen Nutzen in den Bedürfnissen seines Nebenmenschen. Entsteht bedeutende Nachfrage nach einem Handelsartikel, gleich steigt er im Preise, und dem Kornaufkäufer wollt Ihr es es verdienen, daß er für seine Waare den möglichst höchsten Preis erzielt? Ich spreche hier nicht von jenem Wucherer, der mit Lug und Trug seinen Nebenmenschen hintergeht, nicht von den falschen Spielern, obschon auch im gewöhnlichen Handel Lug und Trug genug vorkommt; nein nur von demjenigen, der die Verhältnisse zu seinem Vorthheil zu benutzen weiß, kauft, wo es am wohlfeilsten, und verkauft, wo es am theuersten ist, unbekümmert darum, ob seine Spekulation das Unglück Tausender herbeiführt, von dem Wucherer, der lieber ein Theil seiner Waare, wenn er auch Vielen damit aus der Noth helfen könnte, vernichtet, sobald ihm der Rest dann einen größeren Gewinn verspricht. „Ja, die Artikel des Kaufmanns braucht man nicht zu nehmen, wenn sie zu theuer sind, die Lebensmittel kann aber Niemand entbehren,“ höre ich Viele mir entgegenen. Ei, wenn diese Euch zu theuer sind, so könnt Ihr ja hungern, so gut, wie Ihr frieren müßt, wenn Ihr das Holz und die Kleider nicht bezahlen könnt, so gut wie Ihr auf nackter Diele schlafen werdet, wenn Ihr kein Bett erschwingen könnt. — Nein, wollt Ihr den Handel, so nehmt auch den Wucher mit in den Kauf, so lange Ihr die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit laßt, daß Einer den Anderen ausbeute, so lange überlaßt es auch jedem Einzelnen, wie er das am besten anstelle. —

Sehen wir, zu welchen Mitteln man gegriffen hat, um diesem Übel zu

begegnen. — Man hat Ausführgebote erlassen, man hat sich gegen einander abgesperrt, um die Früchte im Lande zu behalten, man hat Vereine gebildet, um den Bedürftigeren die Lebensmittel zu geringeren Preisen zugänglich zu machen. — Die Ausfuhrverbote können natürlich nur da gerechtfertigt werden, wo der Vorrath den Bedarf nicht überschreitet. So lange unsere ganze Gesellschaft eine egoistische ist, kann der Einzelne nicht allein aus diesem Egoismus heraustreten, ohne einem sicheren Untergange entgegenzugehen. Wer aber den Egoismus als etwas Verwerfliches erkannt hat, wird sich egoistischer Mittel nur so weit bedienen, als er durch die Verhältnisse dazu gezwungen ist. Der Staat tritt hier als Egoist den anderen Staaten gegenüber; er ist dazu berechtigt und gezwungen, sobald er denselben Zweck, nämlich seine Mitglieder mit Lebensmitteln zu versorgen, auf keinem anderen, nichtegoistischen Wege erreichen kann. Aus diesem Gesichtspunkte allein glauben wir die Ausfuhrverbote betrachten zu müssen. Zuerst tritt der Staat hiermit dem Eigenthumsrechte der Einzelnen gegenüber, indem er ihnen verbietet, frei und willkürlich über ihr Eigenthum zu schalten; er stellt das Interesse des Ganzen höher, als das des Einzelnen. Wir sind hiermit nicht nur durchaus einverstanden, sondern glauben sogar, daß wenn dieser Grundsatz überall festgehalten und bis in seine äußersten Konsequenzen durchgeführt würde, zuletzt das Interesse jedes Einzelnen mit dem des Ganzen vollkommen zusammenfallen würde. Über dem Staate steht aber das größere Ganze, die Menschheit, und es fragt sich nun: kann der Staat seine eigenen Interessen nicht wahrnehmen, ohne gegen diese höheren Interessen zu verstoßen? — Haben wir genug Lebensmittel und unser Nachbarstaat leidet Mangel, so handeln wir durch das Absperren ebenso gegen ihn, wie derjenige, der satt zu essen hat und seinen armen Mitbruder neben sich hungern läßt; beide zusammen können nicht satt werden; wenn sie theilen, leiden beide Mangel, aber sie können ihn ertragen; theilen sie nicht, wird der eine — verhungern. — „Doch die Anderen sperren sich gegen uns ab, wir sind also zu Gleichem gezwungen, wenn wir nicht selbst verhungern wollen, und wäre das auch nicht geschehen, so wanderten doch die Lebensmittel dahin, wo sie am besten bezahlt werden; wir werden auch in diesem Falle hungern, weil es uns an Gelde fehlt.“ Gut, im ersteren Punkte mögt Ihr Recht haben; haben die Anderen mit solchen egoistischen Maßregeln den Anfang gemacht, so müssen wir folgen; es bleibt uns keine Wahl mehr; durch die zweite Behauptung führt Ihr mich selbst aber gerade auf den Hauptpunkt. Ihr sorgt dafür, daß Euch nicht durch fremdes Geld das weggenommen werde, was Ihr zum Leben nothwendig habt, Ihr behaltet die Lebensmittel im Staate; aber nicht der Staat ist es, welcher isst und trinkt, seine einzelnen Glieder sind es, die Menschen darin, welche ein solch materielles Bedürfniß in sich verspüren. Die Lebensmittel bleiben im Staate, aber werden sie deshalb weniger dahin wandern, wo das Geld ihrer wartet, als wenn sie diesem lockenden Schimmer über die Grenzen hinaus folgten? Gestern las ich in der Augsburger Allgemeinen, daß in diesem Jahre mehr Korn aus Irland ausgeführt sei, als in den vorhergehenden; sie glaubte darin schon eine hinreichende Widerlegung gefunden zu haben gegen all das Geschrei von der dort bevorstehenden Hungersnoth. Die Gute! sie hatte nur vergessen, daß der arme Irländer einzig auf sein Stückchen Kartoffelland angewiesen ist, und daß, wenn ihm diese einzige Frucht, wie leider jetzt, verdorben ist, er keine Mittel hat andere

Lebensmittel zu kaufen, und wäre auch all' das Korn im Lande geblieben, was jetzt den Magen der englischen Bourgeoisie füllen wird. Mit den Ausführungsverboten allein ist's nicht gethan, es gilt nun auch noch Mittel zu finden, die Lebensmittel dem Einzelnen zugänglich zu machen. —

Die Zeitungen berichten uns, daß sich an einzelnen Orten Vereine gebildet haben, welche Lebensmittel im Großen ankaufen, um sie den Unbemittelten in kleinen Quantitäten wieder zu überlassen. So löblich auch dieses Beginnen ist, so muß es doch schon von vornherein Jedem einleuchten, daß der vorgesezte Zweck damit nicht erreicht werden kann. Hätten sich solche Vereine auch für alle Gemeinden gebildet, statt daß wir sie jetzt nur hin und wieder vereinzelt treffen, so ist doch ihre ganze Wirkung nur auf diejenigen berechnet, welche noch im Besitze der Mittel sind, die dort festgesetzten Preise zu bezahlen; mögen diese auch noch so niedrig sein, so wird doch die Zahl derer, welche sie nicht erschwingen können, immer noch bedeutend genug bleiben. So gar niedrig sind außerdem die Preise auch noch nicht einmal. Die Vereine haben sich erst gebildet, als die Noth schon da war, die Spekulanten haben aber die Zeit benützt, als die Noth noch am Heranrücken war; in ihre Hände waren die Lebensmittel schon zum größten Theil übergegangen, als die Vereine einkauften, sie stellten also die Preise und sorgten schon dafür, daß sie dabei nicht zu Schaden kamen. Letzige große Einkäufe solcher Vereine müssen außerdem nothwendig zu einer allgemeinen Preissteigerung beitragen, weil die Spekulanten jede günstige Konjunktur nach Kräften ausbeuten, sie bringen also vielen Privaten wieder Nachtheil. Aus allen diesen Gründen können wir uns von dem Wirken dieser Vereine nicht so Großes versprechen, wie es von Vielen geschieht, wir können aber einen anderen Nutzen daraus ziehen, an den vielleicht noch Wenige gedacht haben. Niemand wird uns bestreiten, daß, durch je mehr Instanzen der Mensch von seinen Bedürfnissen getrennt ist, er desto schwieriger dazu gelangen kann, daß es daher immer mit zur Erreichung unseres Zweckes, die Lebensmittel jedem Einzelnen zugänglich zu machen, beitragen wird, wenn wir diese Instanzen, so lange wir sie nicht ganz vernichten können, wenigstens auf die möglichst kleinste Zahl beschränken. Die Vereine geben uns den Weg hierzu an, indem sie die kleinen Zwischenhändler überflüssig machen; bleiben wir hierbei nicht stehen, sondern machen wir es mit den großen ebenso! Ihre ganze Thätigkeit ist eine überflüssige, ja sogar eine für die Gesellschaft schädliche, ihre Arbeitskräfte können auf eine viel bessere, dem Ganzen dienende Weise benützt werden. Es ist freilich wahr, in unseren heutigen Zuständen, wo der Übergang von einer Thätigkeit zur anderen mit so vielen Hemmnissen und Schwierigkeiten verknüpft ist, werden sie vielleicht nur dazu beitragen, die große Zahl der Besitzlosen zu vermehren, das darf uns aber in unserem Beginnen nicht stören. So lange die Interessen des Einzelnen und des Ganzen aus einander fallen, können doch jene nicht vor diesen auf Berücksichtigung Anspruch machen. Wie jetzt die Vereine, so sollte jede Gemeinde ihre Lebensmittel im Großen für den ganzen Bedarf ihrer Mitglieder ankaufen, um sie diesen zu jeder Zeit nach Bedarf wieder zu überlassen. Käufer und Verkäufer würden sich hierbei unbedingt besser stehen, denn außerdem, daß die Lebensmittel nicht wie bisher durch den Gewinn der Zwischenhändler vertheuert würden, würde auch das gerettet werden, was jetzt durch die vielfachen Transporte und das häufige Umpacken, durch das Lagern in ungeeigneten und schlechten Aufbewahrungsräumen verdorben und

verloren wird. Es wäre hier zugleich der erste Grund zu einer Affoziation gelegt, auf dem sich leicht weiter bauen ließe. Ein weiterer, nicht zu übersehender Vortheil, der sich hieraus ergeben würde, wäre der, daß man jetzt leicht eine Uebersicht über die vorhandenen Vorräthe gewinnen und eine Unterstützung der Gegenden, die augenblicklich Mangel litten, viel leichter bewerkstelligen könnte. — Für die augenblicklich herrschende Noth kommen diese Maßregeln freilich etwas zu spät, für dieses Jahr müssen wir uns daher noch nach anderen Hülfquellen umsehen, welche einstweilen als Ersatz für die fehlenden Gemeinde-Magazine dienen können. Der Staat hat in seinen Magazinen bedeutende Vorräthe angehäuft, alle Festungen sind mit den nöthigen Lebensmitteln verproviantirt, an einen so nahen Krieg ist wohl nicht zu denken, daß eine einstweilige Benutzung derselben gefahrbringend erscheinen könnte. Es würde gewiß nie mehr an der Zeit sein, wie jetzt, wenn alle nicht gerade für das stehende Heer erforderlichen Vorräthe der allgemeinen Benutzung preisgegeben würden; ja es bedürfte vielleicht dessen nicht einmal, denn nur einmal der Anfang damit gemacht, und es würde auf der Stelle ein bedeutendes Sinken aller Lebensmittelpreise eintreten; das Verbrauchte könnte dann leicht wieder ersetzt werden.

Haben uns diese vorgeschlagenen Maßregeln der Lösung unserer Aufgabe auch näher gebracht, so können wir dieselbe doch noch nicht als ganz gelöst betrachten. Es gilt nun noch, dem Einzelnen die Mittel zu verschaffen, welche er nöthig hat, um die für seinen Bedarf nöthigen Lebensmittel an sich zu bringen, und das kann nur dadurch erreicht werden, daß Jedem die Möglichkeit zu einer lohnenden Verwendung seiner Arbeitskräfte gegeben werde. Wie dieses durch Errichtung großer Nationalwerkstätten und Kolonien geschehen könne, ist schon mehrfach an anderen Orten angedeutet, so daß ein weiteres Eingehen darauf hier als überflüssig erscheint.

Wir sehen aus dem Vorstehenden, daß es wahrlich keine Zeit ist, auf unseren Lorbeeren auszuruhen, daß uns für das nächste Jahr noch viel, sehr viel zu thun übrig bleibt, denn wären auch selbst die vorgeschlagenen Maßregeln bereits ausgeführt, so wäre damit doch erst der allerkleinste Anfang gemacht zu einer solchen Umgestaltung unserer Zustände, wodurch Jedem die Möglichkeit zu einem vernünftigen und menschlichen Leben gegeben würde. — Aber haben wir denn gar keinen Grund zur Freude? hat uns denn das verfloßene Jahr nur Elend und Noth gebracht? Nein, so schlimm steht es doch nicht. Mitten unter all' diesen Stürmen und Verheerungen sehen wir eine schöne Saat keimen, welche die Hoffnung auf eine bessere, schönere Zukunft in uns erweckt, es ist diese das immer allgemeiner werdende Bewußtsein, daß, so schwach und unglücklich wir auch in unserer Vereinzelung sind, wir doch stark und glücklich durch unsere Vereinigung sein werden, und hierzu hat auch jene gewaltige Geldkrisis, welche so Manchen, der sich auf seinen gefüllten Geldkisten über jedes Unglück erhaben fühlte, in's Verderben gestürzt hat und noch täglich stürzt, nicht wenig beigetragen. Laßt uns dieses Bewußtsein eifrig pflegen, und es dort, wo es noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen, wo es noch als dunkles Gefühl schlummert, zu wecken und zu stärken suchen. Arbeitet Jeder nach Kräften an diesem großen Werke mit, so kann die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir uns Alle die Bruderhand reichen, wo uns diese Erde statt eines Zammertales als das herrlichste Paradies erscheinen wird!

Trier, im Dezember 1845.

J. Wendemeyer.

Das National-Narrenhaus.

(cf. die „frommen Wünsche“ im Maiheft des Dampfboots 1845.)

„So hätte ich denn endlich mein Ziel erreicht,“ sprach ich seelenvergnügt, als ich mit Sturmfeder Morgens beim Kaffee saß; „meine Bemühungen, ein National-Narrenhaus zu Stande zu bringen, sind endlich gekrönt, und so lange es Narren giebt, wird mein Name segnend genannt werden und in die fernsten Jahrhunderte hinüberleuchten. Gott ehre mir den Ruhm! Die Nation hat die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens begriffen und mit vereinten Kräften die Ausführung in's Werk gesetzt, ein herrliches Denkmal deutscher Kraft und deutscher Einheit. Glänzend steht es als solches da neben der deutschen Philosophie, dem Kölner Dom, dem freien Rhein, den deutschen Naturforscher-, Philologen- und Oeconomie-Gesellschaften. Seit zwanzig Jahren reitet die deutsche Einheit auf einem Prinzip herum, d. h. sie will, daß man an sie glaube, ihr die gebührende Titulatur gebe und die adäquate Form für sie finde; und haben wir zur Zeit nicht mehr und bessere Beweise für sie, als für die Unsterblichkeit der Seele? Mögen immerhin hypochondrische Säger klagen:

Deutschland, o zerrissen Herz,
Das zu Ende bald geschlagen, u. s. w.

hierher blickt, hier ist unsere wahre ideale Einheit, kommt zu uns, ihr Narren aller deutschen Vaterländer, bei uns findet ihr liebevolle Aufnahme, ohne Ansehn der Person, und die gedeihlichste Pflege eurer Narrheit. Aber wir haben wahrhaftig auch keinen Mangel an Zuspruch, wir sitzen schon recht in der Wolle, und es ist sehr vernünftig, daß man dich, Freund Sturmfeder, zum Arzt der Anstalt ernannt hat. Es ist nämlich eine bekannte Erfahrung, daß die Ärzte der Narren häufig von der Luft angesteckt und selber närrisch werden; das käme bei dir nun freilich zu spät. Ebenso vernünftig ist's, daß man mich zum Direktor des Instituts ernannt hat, theils wegen meiner absonderlichen Verdienste darum, theils wegen meiner zärtlichen Liebe zu den Narren. Sie sind aber auch eine wahre Gottesgabe, die Narren; ich könnte ohne sie eben so wenig meines Lebens froh werden, wie ein deutscher Student ohne Bier und Taback, wie ein Russe ohne Prügel und Schnaps, wie ein Schweizer ohne Regenschirm, ein Staat ohne Polizei, ein hübsches Mädchen ohne Anbeter, und die Preussische Allgemeine ohne Subsidien. Es sind gar charmante Leute. Nun, wir wollen uns ganz gemüthlich gegen die Außenwelt absperrchen, und mögen sich dann draußen die Begriffe auch noch mehr verwirren, was schiert's uns? Bald wird die Elite der Nation sich um uns versammeln, und wir werden so zu sagen die Quintessenz derselben bilden. Hüten wir uns nur, daß wir keine Ruhestörer aufnehmen, damit wir ungestört unsere Zustände ordnen können.

„Ich muß gestehen,“ sagte Sturmfeder, indem er sich eine neue Cigarre anzündete, „es wäre mir doch lieb, wenn wir einmal der Merkwürdigkeit wegen ein Paar Kommunisten einsingen.“

„Nichts davon,“ unterbrach ich ihn, indem ich heftig meine Nachtmütze auf das linke Ohr rückte, „du möchtest wohl gern so einen Kommunisten ausbalgen, austopfen und als abschreckenden Popanz hinstellen! Nein, mein Lieber, wir wollen dem Rheinischen Beobachter und anderen schätzbaren

Blättern dieser Art ihre schlechten Wize nicht nachreißen. Bei Leibe keine Kommunisten! diese gehören in keiner Weise hierher; lieber einen Karl Moor mit seiner ganzen Bande, denn diesen braucht man nur zu räubern, und er giebt's dann hinterdrein selber zu, man habe ganz Recht gehabt, und ihn so anständig behandelt, wie er es verdiente."

"Wie fangen wir's aber nur an," erwiderte Sturmfeder bedenklich, "vor dem verdammtten Kommunismus Ruhe zu erhalten, wenn selbst die Preussische Allgemeine schon anfängt, sich mit ihm zu beschäftigen?"

"Wir wollen einen Graben rings um unsere Anstalt ziehen," versetzte ich, "dann erlassen wir einen Aufruf an sämtliche Redaktionen der guten Presse, uns je einen ihrer Mitarbeiter abzutreten; diese lassen wir sodann Tag und Nacht an dem Graben bellen, und die Kommunisten werden dann meinen, es sei nichts dahinter und uns in Ruhe lassen. Mittlerweile organisiren wir uns dann immer künstlicher. Bereits habe ich unsren wackern Juristen, den ich dir neulich in meiner Wolkenphantasmagorie zeigte, — er war einer der ersten, die sich bei mir zur Aufnahme meldeten, — als Syndikus angestellt, und er fühlt sich in der Masse der bis jetzt anhängig gemachten Prozesse so wohl, wie ein Fisch im Wasser. Nächstens geben wir dann, um den Anforderungen der Zeit zu entsprechen, eine Constitution, und führen ein Leben! Wir errichten Casino's, halten Reden, Festessen und Volksversammlungen, stiften Vereine, lassen uns in Handel und Wandel gehen, thun nach Fische ein Übriges für die Bildung, und lassen uns dann und wann einen vagirenden Musikus, wie Liszt vom Justiz-Commissair Wilke in Halle genannt wurde, kommen, damit er uns eins aufpfeife oder aufseige. Der erste Verein aber, den wir gründen wollen, soll ein Verein sein, nie einen Verein zur Schmälerung der Thorheit stiften zu wollen; denn was würde sonst aus uns werden? Auch versteht's sich von selbst, daß wir nur tranquile Leute aufnehmen, dagegen es sonst mit Spezial-Marrheitsattesten nicht so genau nehmen; wir sind mit den allgemeinen Kennzeichen zufrieden. Ei! wie fühle ich mich so behaglich, wenn ich einen Blick in unsere Zukunft richte. Willst du Hofrath werden, mein Junge, Geheimerath, Wirklicher Geheimerath? willst du ein Majorat stiften und deinen grünen Rock nebst den gestreiften Sommerhosen deinen Nachkommen als unveräußerliches Eigenthum übermachen? Sag's nur, mein Junge, Alles soll dir bewilligt werden; ich bin gerade in einer sehr gnädigen Laune, und da hast du einstweilen die Großkappe des Schellenordens, dem Verdienste seine Kronen!"

Sturmfeder setzte die überreichte Schellenkappe auf und grinzte seelenvergnügt vor sich hin, indem er die Schellen schüttelte und gar anmuthig ertönen ließ. "Vergiß aber aus übergroßer Bescheidenheit dich selber nicht," sagte er. "Du hast Recht," versetzte ich und stülpte mir gleichfalls eine Schellenkappe auf, "wir wissen's, was wir sind, und darum hat man uns auch mit Recht an die Spitze dieser Anstalt gestellt." Wir sahen uns freundlich an und nickten immer vergnügter mit den Köpfen, und die Schellen erklangen so lieblich, daß es eine wahre Lust war. Es war ein schöner, erhebender Augenblick; es fehlte nur noch, daß gerade die Sonne durch das trübe Gewölk gebrochen wäre, wie solches auf Revuen beim Präsentiren des Gewehres zu geschehen pflegt.

Der Portier trat herein und meldete neue Ankömmlinge, ich erteilte

die nöthigen Befehle zu ihrer vorläufigen Aufnahme, und wir erhoben uns, um unsre tägliche Rundschau anzutreten. Gefolgt von verschiedenen Unterbeamten schritten wir in stattlichem Zuge dahin, so feierlich, als wollten wir mindestens einen Landtag oder ein Parlament eröffnen. Den ersten Besuch machten wir unsrem wackern Syndikus, welchen wir unter einer Masse von Aktenstößen vergraben antrafen. „Grüß Sie Gott, Herr Syndikus,“ redete ich ihn an, „wie befinden sich Ew. Wohlgeboren?“

„Ganz vortrefflich, Herr Direktor,“ erwiderte er, „zwar bin ich mit Geschäften überhäuft, aber Arbeit ist des Mannes Lust und Freude, das wahre Lebenselement des Menschen. Beiläufig der einzige Satz,“ setzte er mit satyrisch-amülichen Lächeln hinzu, „welchen ich mit den Kommunisten theile, mit dem Unterschiede freilich, daß ich darunter eine würdige, papierne Selbstarbeit verstehe, die Kommunisten aber Schuster- und Schneider-Arbeit. Ich habe so viele Prozesse zu entscheiden, daß ich kaum Zeit zu melnen theoretischen Arbeiten finde, zu welchen mich die hier vorkommenden Prozesse unmittelbar hinführen. Denn gerade hier, wo man die Rechtsprinzipien konsequent durchführt, stellt es sich heraus, daß unsere bisherigen Rechtsbestimmungen noch erstaunlich viele Punkte unerörtert gelassen haben. Die Eigenthumsrechte an dem festen Boden mit Allem, was darauf ist, sind freilich ziemlich genau abgegränzt, wie ist's aber mit dem, was über dem Boden ist, mit der Luft, und was in ihr vorgeht? Wie weit gehört die Luft über meinem Grundstücke mir? Ich habe gerade über diesen Punkt ein paar höchst schwierige Streitfragen zu entscheiden, die ich Ihnen, natürlich, um das Amtsgeheimniß, die Seele aller öffentlichen Ordnung, nicht zu verlegen, mit fingirten Namen, vorlegen will. Cajus hat auf einem, ihm zugehörenden Grundstück einen sehr schönen Rosenstrauch gepflanzt, unmittelbar an einem öffentlichen, vorbeiführenden Wege; er hält diesen Rosenstrauch in hohem Werthe. Trebatius lebt mit Cajus in Feindschaft, und um ihn einen Poffen zu spielen, stellt er sich jedes Mal, so oft es regnet, mit aufgespanntem Regenschirm neben den Rosenstrauch hin, und enzieht diesem so den befruchtenden Regen. Cajus klagt wegen böswilliger Eigenthumsbeschädigung; Trebatius macht dagegen geltend, ob eine solche aus seiner, ihm unstreitig zustehenden Handlungsweise zufällig entsprelinge, könne ihn gar nicht bekümmern, da er weder das Eigenthum seines Klägers irgendwie berühre, noch demselben etwas ihm rechtlich Zustehendes entziehe; Kläger habe auf den Regen keinerlei ausschließlichen Anspruch, und er, Beklagter, könne denselben, dasern er Klägers Eigenthum dabei nicht berühre, eben so gut mit seinem Schirm auffangen, wie Kläger mit seinem Rosenstrauche. Was sagen Sie dazu, meine Herren?“

„Daß Kläger und Beklagter beide Narren sind,“ plägte Sturmsfeder heraus. Der Syndikus sah ihn mit einem Blicke tiefer Verachtung an, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Ich stieg hingegen nicht wenig in seiner Achtung, als ich die Schwierigkeit des Falles anerkannte, und ihm zugab, daß in Bezug auf diese Streitfrage allerdings eine Lücke in unsren Rechtsbestimmungen vorhanden sei. „Ja, Ja! der verdamnte Regen,“ fuhr der Syndikus fort, „wem gehört er? wem kommt er rechtlich zu? Es ist schrecklich, daß keine genaueren positiven Bestimmungen darüber vorhanden sind. Ich habe selber gerade einen Prozeß darüber. Ich pflegte beim Regen einen Theetopf zum Fenster hinauszuhalten und das vom Dache

herab rinnende Regenwasser aufzufangen, weil mir der Theil von solchem Wasser besser schmeckt. Ein gerade unter mir wohnender Hypochondriker hat denselben Geschmack, und er hat mich bei mir selber verklagt, daß ich ihm das Regenwasser, worauf er ein gleiches Unrecht habe, wegsange. Der Rechtspunkt ist hier wieder ein anderer als in dem vorhin erwähnten Falle; es handelt sich hier nicht um den Regen im Allgemeinen, nicht um den in die herrenlose Luft herabströmenden Regen, sondern um den Regen, der eine bereits angeeignete Sache berührt hat, und in so fern schon eher ein Rechtsobject abgeben kann; der über uns befindliche Theil des Daches nämlich ist bei unsrer Art zu wohnen als ein gemeinames Eigenthum zu betrachten. Noch ist mir die Sache nicht ganz klar; ich neige mich aber zu der Ansicht hin, daß mein Hypochondriker Recht hat; es käme dann nur auf die nöthigen Bestimmungen an, die Benutzung unseres gemeinamen Anrechtes zu reguliren."

"Es würde für die Wissenschaft ein großer Gewinn sein, wenn Sie diesen schwierigen Fall zum Gegenstand einer theoretischen Abhandlung machten," sagte Sturmfeber, um sich das so leichtflüchtig verschätzte Vertrauen des Syndikus wieder zu erwerben.

"Es ist allerdings dringend nothwendig," sprach der Syndikus weiter, "aber ich habe für den Augenblick gerade ein anderes Werk unter der Feder, worauf ich ebenfalls durch einen gegen mich anhängig gemachten Prozeß geführt wurde, noch ehe ich meine jetzige Stelle in diesem Amt übernahm. Nachdem ich mich von meiner Frau hatte scheiden lassen, gab ich mich bei meinem Hauswirth in die Kost. Nach einiger Zeit behauptete dieser gegen mich, er könne rechtlich verlangen, daß ich mich in der Regel keines fremden Abtrittes außer dem Hause bediene. Ich stuzte, indem mir unser Kontrakt keineswegs eine solche Verpflichtung meinerseits zu involviren schien; die Speisen und Getränke, sagte ich, welche er mir liefere, erhalte er von mir bezahlt, und diese würden dadurch mein Eigenthum, ohne daß ihm über deren schließliche Verwendung irgend eine weitere Befugniß zustehe. Mein Hauswirth machte dagegen geltend, indem er mir Speisen und Getränke liefere, sei dieses durchaus nicht als ein gewöhnliches Kaufverhältniß zu betrachten; so würde ich es z. B. gewiß selber für Unrecht halten, wenn ich etwa den Rest der mir vorgelegten Speisen zum Fenster hinauswerfen wollte, was mir bei einer gekauften Sache unstreitig zustehe; durch unsren Kontrakt sei ich so zu sagen ein Mitglied seiner Hauswirthschaft geworden; und indem er die Kosten dieser Wirthschaft berechne, bringe er auch natürlich die ihm durch den Dünger u. dgl. erwachsenden Vortheile mit in Anschlag; wolle ich ihm also dergleichen, worauf er der Natur der Sache nach gerechnet habe, entziehen, so sei ich gehalten, ihm ein entsprechendes Aequivalent dafür zu leisten. Da er mir keine positive Gesetzesbestimmung anführen konnte, so weigerte ich mich, seine Ansprüche anzuerkennen. Er verklagte mich und wurde allerdings mit seiner Klage abgewiesen. Bei reiflicherem Nachdenken fand ich jedoch, daß in seinen Ansprüchen allerdings manches Wahre enthalten sei, und daß sich hier jedenfalls in unsren Rechtsbestimmungen eine Lücke befinde, welche ich mir denn vornahm nach Kräften auszufüllen. Meine Arbeit ist bald vollendet und wird nächstens in zwei Bänden erscheinen. Gerade in unsrer Zeit müssen alle Eigenthumsverhältnisse auf das allergenaueste festgesetzt und bis in die äußersten Spizen ausgebildet werden, so daß das

Eigenthum nirgends eine Lücke darbietet und als festgeschlossene Bilanz von einem Stachelnetz der schärfsten Rechtsbestimmungen umzogen den immer häufigeren Angriffen muthig entgegen treten kann. Wie haltlos diese Angriffe auch für mich sind, wenn sie von der ungerechten Vertheilung des Eigenthums, dem Elend, der Armuth u. s. w. deklamiren, so hat es mich doch tief gekränkt, daß man dem Eigenthum sowohl im Prinzip wie in der Ausführung Inkonsequenz vorwirft, und leider, wie es mir bis jetzt wenigstens scheint, nicht ohne allen Grund, namentlich in Beziehung auf das Verhalten des Staates zum Privateigenthume. Ich hoffe übrigens, daß sich diese scheinbaren Inkonsequenzen und Widersprüche mir noch lösen werden."

Sturmfeder verehrte ihm noch eine Schachtel voll Willen, um ihm diese Arbeit zu erleichtern, und wir schieden. Der Portier ersuchte uns, den einen der neuen Aspiranten zu bestechen, der in seinem Zimmer erstaunlich fluche und tobe und sich gar nicht beruhigen wolle. Wir näherten uns seinem Zimmer, und hörten schon draußen den Lärmen, der in bekannten Tönen an unser Ohr schlug. "Hörst du, Sturmfeder," sagte ich, "klingt das nicht gerade wie eine Korrespondenz über westphälische Zustände im Merkur oder im Hallenser Volksblatt?" Wir traten in das Zimmer, und der neue Ankömmling sah uns sehr grimmig an.

"Was Teufel!" rief ich, "wen haben Sie uns da gebracht, Herr Portier? Wissen Sie nicht, daß dies ein National-Marrenhaus ist, und so ist's ein bloßer Provinzialnarr, den Sie eingelassen haben!"

"Was, Herr?" fuhr der neue Ankömmling auf, "Sie bezweifeln meine Berechtigung zur Aufnahme? Meinen Sie, weil ich nur ein armseliger Lump von einem Narren sei, hätte ich kein Recht auf eine allgemeine Nationalanerkennung? Ist's denn meine Schuld, daß mich bis jetzt nur noch wenig Leute kennen und noch weniger respektiren? Herr, ich denuncire Sie als Atheisten und Kommunisten, und Sie wissen, daß ich mich darauf verstehe; der Teufel soll Sie holen, wenn Sie mir die Aufnahme weigern." —

"Beruhigen Sie sich doch, Liebwerthester," versetzte ich, "es fällt mir ja gar nicht ein, die Berechtigung Ihres Hierseins zu bezweifeln. Weiß wohl, Sie verdienen allgemeiner als Kuriosum bekannt zu sein, als Sie es sind; es ist durchaus nicht Ihre Schuld, daß die Blätter, in denen Sie sich zu expektoriren pflegen, so wenig gelesen werden; denn wenn Ihre Korrespondenzen auch nicht darin ständen, so würde sie doch kein civilisirter Mensch lesen. Und wenn Sie's auch mit dem Rheinischen Beobachter versuchten, was hülf's Ihnen? Darum soll Ihnen aber weder Ihr Verdienst geschmälert werden, noch sonst irgend ein Nachtheil daraus erwachsen, so daß Ihrer Aufnahme Nichts entgegenstehen dürfte. Nur dürfen Sie unsere Ruhe nicht durch unziemlichen Lärm stören, denn Ruhe, mein Theuerster, ist die erste Bürgerpflicht."

"Sie sind ein Schweinehund, Sie sind besoffen," polterte der neue Ankömmling, "ein kommuner Atheist! Sie wollen mir das Schimpfen und Poltern untersagen, Herr? Herr! wollen Sie mich ruiniren? Denn was wäre ich, wenn ich nicht mehr schimpfen sollte? Soll ich meinen Platz dahier mit Ehre einnehmen, so muß ich auch nach Herzenslust schimpfen können, und Sie sollen sehen, welch einen hohen Platz ich bald dahier erringen werde; die Anerkennung der Nation wird mir nicht entgehen."

"Ich muß dem zornigen Herrn Recht geben," sagte Sturmfeder, "daß

es sowohl für seine Konstitution, wie auch für die Behauptung seines Plazes erforderlich ist, ihm das Schimpfen zu gestatten. Er ist's einmal gewohnt, seine Galle auf diese Weise abzugeben, und was sollten wir auch sonst wohl mit ihm anfangen?"

"Sie sind ein Schweinehund, Sie sind besoffen," knurrte der Ankömmling ununterbrochen vor sich hin, wie grollender, verhallender Donner.

"Nun gut," sagte ich, "Sie sollen Ihrer Natur keinen Zwang anthun. Willigerweise können aber unsere Mitbürger verlangen, von Ihrem Lärmen und Poltern nicht gestört zu werden; ich muß Sie also damit an einen abgelegenen Ort verweisen, und zwar, damit Sie ganz in Ihrer Gewohnheit bleiben, auf den Abtritt, wo Sie dann nach Herzenslust ungestört und ungehört toben können, wie Sie es früher im Merkur und dem Hallenser Volksblatt getrieben haben."

"Sie sind ein Schweinehund, Sie sind besoffen," brummte der Ankömmling, schon um vieles sanfter, als ihn der Portier beim Kragen nahm, und an seinen Bestimmungsort abführte. Bald hörten wir ihn dort gar lustig rumtoren. "Der Mann hat unläugbar seine Verdienste," sagte ich zu Sturmfeder, "und ich glaube es trotz seiner bloß provinzialen Bedeutung beantworten zu können, daß ich ihn aufgenommen habe."

"Alle Wetter!" rief Sturmfeder, indem er an's Fenster trat, "sieh einmal, welch ein stattlicher Zug dort sich dem Thore nähert; das giebt einen prächtigen Zuwachs. Nur immer heran, meine Herrschaften! Schau nur da vorn den langen, kathebedürren Mann mit der grünen Brille auf der weltuntergangsmäßigen Nase und dem säuerlich weisen Gesichte, mit welchem gefestigten Hahnschritt er auf untergeschallten hölzernen Prinzipien daherschreitet! Ein waderer, stattlicher Mann, in der That, aber weder wohlbeleibt, noch von heiterem Blick und edlem, einnehmendem Wesen. Und die ältliche, vergilbte, prätentiose und dürre Dame, die er so respektvoll am Arme führt! Man soll mich klopfen, wie einen Stockfisch, wenn sie nicht bloß aus Watte und Knochen besteht. Mit welcher nichtsagenden englisch-prüden Vornehmheit sie um sich blickt! und geschminkt ist sie auch, aber schlecht. Ach, welche himmlisch wackelnde, tranquile Gestalten in dem Gefolge! Unbezählbare Subjekte, schnell ihnen entgegen. Hol' mich der Teufel! geschminkt ist sie auch!"

Er sprang wie toll die Treppe hinab dem Thore zu und ich hatte Mühe, ihm in feierlichen Direktorschritte zu folgen; seine Schellen klangen so närrisch hell, daß Alles in Aufruhr gerieth, und aus allen Zimmern des Korridors neugierige Gesichter hervorguckten. Die Thorflügel wurden aufgethissen, und wir bewillkommten die eintretenden Gäste mit mancherlei gründlich und gewissenhaft erwiederten Verbeugungen.

"Komme ich hier recht?" fragte der lange Herr mit der grünen Brille auf der weltuntergangsmäßigen Nase, indem er fleßgewissen Blickes um sich schaute.

"Ohne allen Zweifel, wer Sie auch sein mögen," rief Sturmfeder, vor lauter Freude etwas unzeremoniös, "und doch ist mir's, als müßte ich Sie kennen."

"So finde ich doch wenigstens hier die Anerkennung, nach welcher ich draußen vergeblich gerungen habe," sagte der Herr, indem ein halb schmerzlicher, halb spöttischer Zug sein vertrocknetes Gesicht überflog. "Ich komme

vom Rhein, meine Herren, wo ich das Geschäft des Beobachters getrieben habe, zu welchem Endzwecke ich auch die grüne Brille trage, wiewohl ich damit nicht sagen will, daß ich die Dinge in einem frühlingmäßigen Lichte erblickte; im Gegentheil, die Unheilswolken, welche uns bedrohen, wenn man nicht in meinem Sinne politisirt, steigen vor meiner grünen Brille immer schwärzer und düstrier auf, und meine Stimme verhallt ungehört in den Stürmen der Zeit."

"Komm an mein Herz, vortrefflicher Grünbeobachtender," rief Sturmfeder enthusiastisch aus, "du unbekannte Heldengestalt; du wanderst einsam umher wie Ossian, der blinde schottische Sänger, und singst von den Thaten und Gesinnungen der Vorzeit unter dem neuen Geschlecht, welches davon so wenig wissen will, wie von dir; ganz wie bei Ossian. Bei deinem Anblicke erheben sich vor meinen Augen die moosigen Steine und die öden, von grauen Nebeln durchzogenen, Berghaiden; nur das Rauschen der Waldströme vermiße ich, doch das macht Nichts; desto deutlicher vernehme ich in deinem Puffen den Wind, der herbstlich durch die dürrn Blätter säuselt — — —"

"Hätten Sie die Güte, Verehrtester," unterbrach ich den begeistertsten Sturmfeder, "uns auch mit Ihrer Begleiterin und Ihrem Gefolge bekannt zu machen?"

"Mit dem größten Vergnügen," sagte der grüne Beobachter, "diese würdige Dame, eine Berlinerin, nennt sich zwar die Allgemeine; ich bitte aber, daß Sie dabei nicht an die Worte der Königin Elisabeth in Schiller's Maria Stuart: "es kostet Nichts, die allgemeine Schönheit zu sein, als die gemeine sein für Alle" denken und aus diesem Namen einen ungünstigen Schluß auf den Charakter und das Gewerbe dieser Dame machen. **Au contraire**, wie der alte Herr zu sagen pflegte, wenn seine Gattin sich beklagte, sie bekäme Klöße von den Jagdhunden, sie macht sich nur mit sehr Wenigen gemein und hat einen gar kleinen Kreis von Auserwählten, mit denen sie verkehrt. In unsrem Gefolge befinden sich die Repräsentanten der guten Presse; wir haben beschlossen, uns von der undankbaren Welt zurückzuziehen, und hier einen geeigneteren Wirkungsplatz unsrer Thätigkeit zu suchen. Sie werden gewiß unsren Beistand zu schätzen wissen, und sich durch unser Anerbieten höchlich geschmeichelt fühlen."

"Ei, das wollt' ich meinen," erwiderte ich, indem ich vergnügt die Hände rieb, "ich hatte ohnehin schon vor, mich an Sie zu wenden und Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen. Wie glücklich sich das doch trifft," setzte ich zu Sturmfeder gewandt hinzu, und unterrichtete dann die neuen Ankömmlinge von unsrem Plan, uns durch einen rings umher gezogenen Graben und durch lautes Wellen vor allen störenden Einflüssen zu sichern. "Wie mir scheint," sagte ich zu dem grünen Beobachter, "wäre das eine ganz angemessene Beschäftigung für Sie und Ihre Begleiter, die Sie gewiß gern übernehmen würden; Sie verstehen sich doch auf's Wellen, mein Bester?"

"Herr! das wollt' ich meinen," antwortete der grüne Beobachter triumphirend, "dafür werde ich ja bezahlt, das ist mein Metier. Ich belle ja nach den verschiedenen Zeichen des Thierkreises meiner Mitarbeiter auf die mannichfachste Weise, fein und grob, wissenschaftlich und populär, sanft, elegisch oder düster grollend, zürnend oder höhnisch, wie Sie es verlangen. Und betrachten Sie nur diese hölzernen Prinzipien, die ich mit als Stelzen untergeschnallt habe; sie machen sich recht vornehm und sind doch gar nicht

theuer, aber ich schreite damit hochbeinig über das Parteigewirre und die Prinzipienkämpfe unsrer Zeit hin und gebe mir dadurch das Ansehn eines historischen Überblicks, welchen man mir hier hoffentlich nicht streitig machen wird. Ja, Herr, so bin ich!"

"Und Sie, meine Verehrte," wandte ich mich zu der schweigsamen Dame, "mein Fräulein, Sie verzeihen oder Madame —?"

"Ich bin noch unvermählt," lächelte sie mit niedergeschlagenen Augen; "obgleich man mir schon öfters eine schöne Mitgift ausgesetzt hat, so fand ich doch noch Niemand, den ich dauernnd gefesselt hätte."

"Nun also, mein Fräulein," fuhr ich fort, wie steht's um Ihre Qualifikation? Sie scheinen mir etwas zurückhaltend und engbrüstig zu sein; werden Sie sich auch zu dem Gränzpostendienst verstehen?"

"Ganz gewiß," versetzte die allgemeine Dame, "es ist ja meine amtliche Pflicht, in meinem nicht amtlichen Theile den heimischen Heerd gegen Angriffe jeder Art zu schützen. Ich bin zwar zu vornehmer Art, um mich auf lautes, plebejisches Schreien einzulassen, auch ist meine Brust etwas schwach, aber ich schmettere alle Gegner durch die vernichtende Kraft meiner verachtenden Blicke zu Boden. Ich bin keine Freundin von vielen Worten, da ja doch Niemand auf sie hört. Unter unsrem Gefolge aber werden Sie manchen tüchtigen Schreier finden, sehen Sie sich selbiges nur an."

Ich that's; kuriose, konfuse Gestalten, über welche Sturmfeber sich todt lachen wollte. "Ge da! komm einmal vor, du Mann mit den löschpapiernen Flügeln an den Schultern; sollten wir uns nicht kennen? Mein' Seel', ich täusche mich nicht; dieses wabbeliche, gemüthliche Dünnbiergesicht, dieser erzählungsbreite, zahnlose Mund, diese langröckige, wasserfarbige, gelbstrümpfige, charadenselige, kurzzyfeisige, baumwollennachtmüzige Gestalt, Alles das kann die Natur in dieser Vereinigung nicht zweimal erschaffen. Wahrhaftig, alter Junge, vortrefflicher Götterbote, du bist's; Gottwillkommen! theuerster Landsmann, unvergleichlicher westphälischer Merkur! Also auch du bist endlich da!"

"Ja, Herr, ich bin, mit Respekt zu melden, da," sagte der Götterbote mit einem submissen Kragsfuß.

"Schön," fuhr ich fort, "du sollst dich mit der Zeit hier sawohl fühlen. Aber sage mir, mein Junge, wie kömmt's, du siehst etwas blaß aus, und dein Rock wirft in der Gegend, wo andre Leute die Taille haben, bedenkliche Falten. Was hat man dir, du armer Mann, gethan?"

"Ach, Herr," versetzte der geflügelte Bote aus Westphalen, "ich muß in der bösen Welt viel ausstehen, und obendrein habe ich eine unglückliche Liebe, die mich mehr angreift, als wenn ich keine Metwürste mehr bekäme. O süße Elberfelderin! Sehen Sie, dort steht das Frauenzimmer und schaut mich so recht feindselig an, während wir uns früher so recht innig liebten und in allen Stücken einträchtig waren. Aber die seligen Tage sind dahin; die verdammte Geschichte mit den Deutschkatholiken hat uns entzweit und auf immer getrennt, und sie blickt jetzt gar grimmig und verächtlich auf mich herab. Ja, Herr! auf immer! Wie tief es mich auch schmerzte, so mußte es doch einmal so sein, denn man muß doch auch seine Prinzipien haben und daran festhalten, und auch an seine Abonnenten denken. O süße Elberfelderin!"

"Ja freilich muß man Prinzipien haben und Abonnenten," sagte ich,

„mit den Deutschkatholiken das ist allerdings eine schlimme Sache, und da kann ich dir leider nicht helfen. Nun, du willst also hier bei uns für die gute Sache bellen? verstehst du's auch tüchtig?“

„Nein, Herr,“ erwiderte der Götterbote, „ich belle nur ganz sachte, so sanft, daß es nicht einmal ein Kind erschrecken könnte, lasse ich mich einmal verleiten, das Maul etwas weiter aufzusperren, so werde ich sogleich drauf geschlagen, und da denke ich denn, der Klügste giebt nach, und schweige still.“

„Nun, das schadet nichts,“ sagte ich, „ein Schelm thut mehr als er kann; du sollst bei unsren muthigen Vorkämpfern als Hausknecht angestellt werden, und in der Zwischenzeit kannst du Jedem, der es hören will, von Politik und Welthändeln erzählen. Einstweilen aber will ich dich ein wenig herauspuzen, damit du doch nach Etwas aussiehst.“ Ich nahm meine eigene Schellenkappe vom Kopfe und setzte sie dem guten Michel auf. „Jetzt nicke einmal mit deinem werthen Haupte.“ Er that's. „Nicht wahr, das klingt lustig? nicke noch einmal und stärker; so, das geht prächtig. Siehst du, du wirst durch das Schellenklingen schon so munter, daß du anfängst, Bocksprünge zu machen; he! hopfa! vortrefflich!“ Ich steckte ihm noch eine Wurst in den Mund, und er folgte selig schmunzelnd den Übrigen nach, die sich bereits auf ihren Posten begeben hatten. „He! halt einmal, du unbezahlbarer — leider sind Pfennige unsre kleinste Münze — Hausknecht,“ rief ich ihn zurück, ich will dich erst noch mit einem guten Freunde bekannt machen, der dich in deinem Geschäfte unterstützen wird.“

Ich führte ihn zu dem Abtritt, um den dort eingesperreten Rumormeister ihm vorzustellen. Dieser randalirte noch inuner unermülich fort. „Sie sind ein Schweinehund, Sie sind besoffen,“ knurrte er wieder, als wir die Thüre öffneten, und er und der gute Michel schauten sich Anfangs sehr böse an, denn man muß doch seine Prinzipien haben. Bald aber erkannten sich die edlen Seelen; der Rumormeister ließ sich freundschaftlich von dem Götterboten in's Schlepptau nehmen, und vereint wandelten beide zu ihren Posten hin. Die Prinzipien hoch! Aber darum keine Feindschaft nicht. †††
(Schluß folgt.)

Nachträgliches über die Lage der arbeitenden Klassen in England.

I. Ein englischer Turnout.

In meinem Buche über den obigen Gegenstand war es mir nicht möglich, für die einzelnen Punkte thatsächliche Beweise zu geben. Ich mußte, um das Buch nicht zu dickleibig und ungenießbar zu machen, meine Aussagen für hinreichend bewiesen halten, wenn ich sie durch Belegstellen aus offiziellen Dokumenten, uninteressirten Schriftstellern oder Schriften derjenigen Parteien beglaubigt hatte, gegen deren Interesse ich austrat. Dies war hinreichend, um mich in denselben Fällen, wo ich nicht aus eigener Anschauung sprechen konnte, vor Widerspruch zu schützen, soweit ich auf einzelne Schilderungen bestimmter Lebenslagen einging. Aber es war nicht hinreichend, um in dem

Leser die unwidersprechliche Gewißheit zu erzeugen, die nur durch schlagende, unwidersprechliche Thatfachen gegeben werden kann und die namentlich in einem Jahrhundert, das durch die unendliche „Weisheit der Väter“ zum Skeptizismus gezwungen ist, durch keine bloße Raisonnements, wenn auch noch so guter Autoritäten, sich hervorbringen läßt. Vollends da, wo es sich um große Resultate handelt, wo die Thatfachen sich zu Prinzipien zusammenfassen, wo nicht die Lage einzelner kleiner Sektionen des Volks, sondern die gegenseitige Stellung ganzer Klassen darzustellen ist, sind Thatfachen durchaus nöthig. — Ich konnte sie aus den soeben erwähnten Gründen in meinem Buche nicht überall geben. Ich werde diesen unvermeidlichen Mangel nun hier nachholen, und von Zeit zu Zeit Thatfachen geben, wie ich sie in den mir zu Gebote stehenden Quellen finde. Um zu gleicher Zeit zu beweisen, daß meine Schilderung auch noch heute richtig ist, nehme ich nur solche Fakta, die sich nach meiner Abreise aus England im vorigen Jahre zugetragen haben und mir erst seit dem Druck des Buches bekannt geworden sind.

Die Leser meines Buches werden sich erinnern, daß es mir hauptsächlich auf die Schilderung der gegenseitigen Stellung der Bourgeoisie und des Proletariats und der Nothwendigkeit des Kampfes zwischen diesen beiden Klassen ankam; daß es mir speziell darum zu thun war, die vollständige Berechtigung des Proletariats zu diesem Kampfe zu beweisen und die schönen Redensarten der englischen Bourgeoisie durch ihre häßlichen Handlungen zu verdrängen. Von der ersten Seite bis zur letzten schrieb ich an der Anklageakte gegen die englische Bourgeoisie. Ich werde jetzt noch einige hübsche Beweisstücke vorlegen. Übrigens habe ich über diese englischen Bourgeois Leidenschaft genug angedeutet; es fällt mir nicht ein, mich nachträglich noch einmal darüber zu ereifern und ich werde dabei, soviel an mir ist, meine gute Laune behalten.

Der erste gute Bürger und brave Familienvater, der uns vorkommt, ist ein alter Freund, über es sind ihrer vielmehr zwei. Die Herren Pauling & Henfrey hatten bereits Anno 1843, Gott weiß zum wievielten Male, Streit mit ihren Arbeitern, die sich durch keine guten Gründe von ihrer Forderung, für vermehrte Arbeit vermehrten Lohn haben zu wollen, abbringen ließen und die Arbeit einstellten. Die Herren Pauling & Henfrey, welche bedeutende Bauunternehmer sind und viele Ziegelbrenner, Zimmerleute u. s. w. beschäftigten, nahmen andre Arbeiter; dies gab Streit und zu guter Letzt eine blutige Schlacht mit Flinten und Knüppeln auf der Ziegelbrennerei von Pauling & Henfrey, die mit der Transportation von einem halben Dugend Arbeitern nach Van Diemens Land endigte, wie dies Alles des Breiteren in der citirten Schrift zu lesen ist. — Die Herren Pauling & Henfrey müssen aber jedes Jahr mit ihren Arbeitern etwas zu thun haben, sonst sind sie nicht glücklich, und so singen sie im Oktober 1844 wieder Häreleien an. Diesmal waren es die Zimmerleute, deren Wohl sich die philanthropischen Bauunternehmer zu bewirken vorgenommen hatten. Seit undenklicher Zeit herrschte unter den Zimmerleuten in Manchester und der Umgegend die Gewohnheit, von Lichtmeß bis zum 17. Oktober kein „Licht anzuzünden“, d. h. während der langen Tage von Morgens sechs bis Abends sechs Uhr zu arbeiten und während der kurzen Tage anzufangen, sobald es hell, und aufzuhören, sobald es dunkel wurde. Vom 17. November an wurden dann die Lichter angesteckt und die volle Zeit gearbeitet. Pauling

& Henfrey, schon lange dieser "barbarischen" Gewohnheit überdrüssig, entschlossen sich, diesen Rest der "dunklen Zeiten" mit Hilfe der Gasbeleuchtung zu vernichten, und als eines Abends die Zimmerleute nicht mehr bis sechs Uhr sehen konnten, ihre Werkzeuge weglegten und zu ihren Rücken griffen, steckte der Werkmeister das Gas an und bemerkte, sie müßten bis sechs Uhr arbeiten. Die Zimmerleute, denen dies nicht behagte, beriefen eine allgemeine Versammlung der Arbeiter ihres Handwerks. Herr Pauling frug hocherstaunt seine Arbeiter, ob sie etwa nicht zufrieden seien, sie hätten ja eine Versammlung berufen. Einige bemerkten, nicht sie direkt, sondern der Vorstand des Handwerksvereins habe die Versammlung berufen, worauf Herr Pauling erwiderte, er scheere sich den Teufel um den Handwerksverein, aber er wolle ihnen einen Vorschlag machen; — wenn sie sich das Lichtanzünden gefallen ließen, so wolle er ihnen Sonnabends dafür drei Stunden frei geben, und — der Großmüthige — ihnen auch erlauben, täglich eine Extraviertelstunde zu arbeiten, die sie besonders bezahlt erhalten würden! Dafür sollten sie dann auch freilich, wenn alle andern Werkstätten anfangen, die Lichter anzuzünden, eine halbe Stunde länger arbeiten! — Die Arbeiter überlegten sich diesen Vorschlag und berechneten, daß hierdurch während der kurzen Tage die Herren Pauling & Henfrey täglich eine ganze Arbeitsstunde profitiren würden; daß jeder Arbeiter im Ganzen 92 Stunden, d. h. 9¼ Tag extra zu arbeiten haben würde, ohne einen Pfennig dafür zu erhalten, und daß bei der von der Firma beschäftigten Anzahl Arbeiter die genannten Herren dadurch während der Wintermonate 400 Pfd. Sterl. (2100 Thlr.) am Lohn ersparen würden. Die Arbeiter hielten also ihre Versammlung, setzten ihren Handwerksgenossen aus einander, daß, wenn eine Firma dies durchsetze, alle andern ihr nachfolgen würden, und dadurch eine allgemeine, indirekte Lohnherabsetzung zu Stande käme, welche die Zimmerleute des Distrikts um jährlich ca. 4000 Pfd. Sterl. berauben würde. Es wurde also beschloffen, daß sämtliche Zimmerleute von Pauling & Henfrey am nächsten Montag ihre vierteljährliche Kündigung einreichen, und falls ihre Arbeitgeber sich nicht besönnen, die Arbeit nach Ablauf derselben einstellen sollten. Dafür versprach der Handwerksverein, sie während des etwaigen Feierns durch eine allgemeine Contribution zu unterstützen.

Am Montag, den 21. Oktober, gingen die Arbeiter hin und kündigten, worauf man ihnen antwortete, sie könnten gleich gehen, was sie natürlich thaten. An demselben Abend fand eine andere Versammlung sämtlicher Bauhandwerker statt, wobei alle einzelnen beim Bauen beschäftigten Arbeitszweige den Feiern ihre Unterstützung zusagten. Am folgenden Mittwoch und Donnerstag stellten sämtliche in der Umgegend für Pauling & Henfrey beschäftigten Zimmerleute ebenfalls ihre Arbeit ein, und der Strike war somit vollständig im Zuge.

Die so plötzlich auf's Trockne gesetzten Bauunternehmer schickten alsbald nach allen Richtungen, selbst bis nach Schottland, Leute aus, um Arbeiter zu engagiren, da in der ganzen Umgegend keine Seele zu finden war, die in ihren Sold treten wollte. In wenigen Tagen kamen richtig dreizehn Leute aus Staffordsshire an. Sobald aber die Feiern den Gelegenheit fanden, mit ihnen zu sprechen, ihnen auseinander setzten, daß sie wegen Zwistigkeiten, und aus welchen Gründen, die Arbeit eingestellt hätten, weigerten sich mehrere der neuen Ankömmlinge, fortzuarbeiten. Hiergegen hatten nun die Brot:

herren ein praktisches Mittel, sie ließen die Widerspenstigen zusamment dem Verführer vor den Friedensrichter, Daniel Maude, Esquire, laden. Ehe wir ihnen dahin folgen, müssen wir vorerst die Tugenden von Daniel Maude, Esquire, in ihr gehöriges Licht setzen.

Daniel Maude, Esquire, ist der „stipendiary magistrate“ oder bezahlte Friedensrichter von Manchester. Gewöhnlich sind die englischen Friedensrichter reiche Bourgeois oder Grundbesitzer, mitunter auch Geistliche, die vom Ministerium ernannt werden. Da aber diese Dogberries vom Gesetze nichts verstehen, so begehen sie die größten Verstöße, blamiren die Bourgeoisie und schaden ihr, indem sie selbst einem Arbeiter gegenüber, wenn er von einem pfliffigen Advokaten vertheidigt wird, sehr häufig in Verwirrung gebracht werden und entweder bei seiner Verurtheilung eine gesetzliche Form vernachlässigen, die einen erfolgreichen Appel nach sich zieht, oder sich gar zu einer Freisprechung verleiten lassen. Dabei haben die reichen Fabrikanten großer Städte und industrieller Bezirke keine Zeit sich tagtäglich im Friedensgericht zu langweilen und stellen lieber einen Remplagant. In diesen Städten werden also meist besoldete Friedensrichter, studierte Juristen, auf Verlangen der Städte selbst angestellt, die im Stande sind, der Bourgeoisie sämtliche Kniffe und Distinktionen des englischen Rechts, mit Zusätzen und Verbesserungen im Nothfall, zu Gute kommen zu lassen. Wie sie sich dabei benehmen, werden wir an dem vorliegenden Exempel sehen.

Daniel Maude, Esquire, ist einer der liberalen Friedensrichter, die unter der Regierung des Whigministeriums in Masse angestellt wurden. Von seinen Heldenthaten in und außer der Arena des Manchester Borough Court wollen wir zwei erwähnen. Als es im Jahre 1842 den Fabrikanten gelang, die Arbeiter von Süblancashire in eine Insurrektion zu forciren, die Anfangs August in Stalhbridge und Ashton ausbrach, zogen am 9. August gegen 10,000 Arbeiter von dort nach Manchester, Richard Billing, der Chartist, an der Spitze, „um mit den Fabrikanten auf der Börse von Manchester zu unterhandeln und auch um zu sehen, wie der dortige Markt sich mache.“ — Am Eingange der Stadt empfing sie Daniel Maude, Esquire, mit der ganzen löblichen Polizeimannschaft, einem Detachement Cavallerie und einer Kompagnie Schützen. Dies war aber alles nur der Form halber, da es im Interesse der Fabrikanten und Liberalen war, daß die Insurrektion sich ausdehne und die Abschaffung der Korngesetze erzwingt. Daniel Maude, Esq., war mit seinen würdigen Kollegen vollkommen hierin einverstanden, fing an mit den Arbeitern zu kapituliren, und ließ sie unter dem Versprechen, den „Frieden zu halten“, und eine bestimmte Route zu verfolgen, in die Stadt. Er wußte sehr gut, daß die Insurgenten dies nicht thun würden, und wünschte es auch gar nicht — er hätte durch einige Energie die ganze forcirte Insurrektion im Keime zerstreuen können, aber dann hätte er ja nicht im Interesse seiner Korngesetz abschaffenden Freunde gehandelt, sondern im Interesse des Herrn Peel; so ließ er das Militär sich zurückziehen und die Arbeiter in die Stadt, wo sie gleich alle Fabriken stillsetzten. Als aber die Insurrektion einen entschiedenen Charakter gegen die liberale Bourgeoisie annahm, und die „höllischen Korngesetze“ gänzlich ignorirte, da nahm Daniel Maude, Esq., wieder seine richterliche Würde an, ließ die Arbeiter zu Duzenden verhaften und wegen „Friedensbruch“ ohne Gnade in's Gefängniß spazieren — so daß er erst die Friedensbrücke machte und sie nachher bestrafte. Ein anderer

charakteristischer Zug aus der Carriere dieses Salomon von Manchester ist folgender. Die Antikorngefeszlrique hält in Manchester, seitdem sie öffentlich mehrere Male geprügelt worden ist, geheime Versammlungen, zu denen man Billets haben muß — deren Beschlüsse und Petitionen aber vor dem großen Publikum für die einer öffentlichen Versammlung, für Manifestationen der „öffentlichen Meinung“ von Manchester gelten sollen. Um dieser lügenhaften Prahlerei der liberalen Fabrikanten ein Ende zu machen, besorgten sich drei oder vier Chartisten, unter denen mein guter Freund James Leach, einige Billets und gingen in eine solche Versammlung. Als Herr Cobden sich erhob, um zu sprechen, richtete James Leach an den Präsidenten die Frage, ob dies eine öffentliche Versammlung sei. Statt aller Antwort rief dieser die Polizei herein und ließ Leach ohne Weiteres verhaften! Ein zweiter Chartist stellte die Frage nochmals — ein dritter, ein vierter, sie wurden einer nach dem andern von den „ungesottenen Krebsen“ (der Polizei) die in Massen an der Thüre standen, aufgegriffen und auf's Rathhaus spedirt. Am nächsten Morgen erschienen sie vor Daniel Maude, Esq., der bereits über Alles unterrichtet war. Sie wurden angeklagt, eine Versammlung geführt zu haben, kamen kaum zu Worte, und hörten dann eine feierliche Rede von Daniel Maude, Esq., an, worin er ihnen sagte, er kenne sie, sie seien politische Vagabonden, die Nichts thäten als in allen Versammlungen Scandal schlagen, ordentliche gesetzte Leute beunruhigen und dem Dinge müsse ein Ende gemacht werden. Darum — Daniel Maude, Esq., wußte wohl, daß er sie nicht in eine wirkliche Strafe verurtheilen konnte — darum wolle er sie diesmal in die Kosten verurtheilen. (Schluß folgt.)

Die Vorfälle zu Mannheim am 19. November 1845.

Seit längerer Zeit herrscht hier in Mannheim, wie der unten erwähnte Bericht der Gemeindebehörde, der hoffentlich bald gedruckt werden wird, näher ausführt, große Unzufriedenheit mit der Art und Weise wie die Censur und die Polizei hierselbst gehandhabt werden. Bittere Klagen über den Censor Herrn von Uria Sarachaga hatten sich schon auf dem letzten Landtage vernehmlich gemacht, aber vergeblich. In demselben Maße als die Zeit-Ereignisse bedeutender und ernster, wurden die Censur-Verhältnisse drückender und verlegender. Censur und Polizei verfahren in einer Weise, daß man Gewissensfreiheit, Eigenthumsrecht und persönliche Freiheit verletzt und in hohem Grade gefährdet sah. Die Mißstimmung über das willkürliche Verfahren der Behörden wurde immer allgemeiner und theilte sich auch solchen Bürgern mit, welche in der Regel an den öffentlichen Angelegenheiten keinen besondern Antheil nehmen. Mit richtigem Takte erkannten die Einwohner Mannheims, es handle sich hier nicht um einen unfruchtbaren Wortstreit, sondern um die Frage, ob Verfassung und Recht, oder Willkür und Gesetzlosigkeit hier in Mannheim herrschen sollten.

Schon im Monat September trat daher eine Anzahl achtbarer Männer unserer Stadt zusammen, um eine öffentliche Besprechung der ange deuteten Verhältnisse zu veranlassen. Dieselbe scheiterte jedoch an dem Einschreiten der Behörden, indem deren Abhaltung im badischen Hofe, woselbst sie Statt finden sollte, verhindert und der gegen das Verbot der Versammlung ausgeführte Recurs von dem großherzoglichen Staatsministerium verworfen wurde. — Und dieses Verbot gründeten die Behörden auf

das Gesetz von 1833, wornach die Regierung befugt sei, **staatsgefährliche Volksversammlungen** — zu verhindern.

Mittlerweile vermehrten sich die Übergriffe der Polizei in immer bedenklicherer Weise unter dem Schutze der Censur und der vorgesetzten Verwaltungs=Behörden. Der Redacteur des Mannheimer Journals wie die Mannheimer Abendzeitung wurden mit den auffallendsten Proceßproceß verfolgt, dem Mannheimer Journal selbst wurden die obrigkeitlichen Bekanntmachungen entzogen, während das Mannheimer Morgenblatt zum officiellen Organ der Regierung für die Stadt Mannheim und den ganzen Unterheinkreis erkoren wurde, was hier in Mannheim um so unangenehmer auffallen mußte, als die gehässige Schreibart, sowie die reactionäre und jesuitische Tendenz dieses Blattes alle besseren Gemüther anwidert.

Ein Turnverein, welcher von einer Anzahl hiesiger Bürger beabsichtigt worden war, wurde von den hiesigen Behörden aufgelöst, bevor er noch entstanden war, während das Gesetz nur gestattet, schon bestehende Vereine, welche sich staatsgefährlich erweisen, zu verbieten. Die von dem Ober=Gerichts=Advocaten von Struve beabsichtigten Vorlesungen über die rechtlichen Zustände Deutschlands wurden verboten und mit Gewalt verhindert, bevor sie nur begonnen hatten. Die vor einiger Zeit gegen vier hiesige Bürger wegen einiger bei einer Streitigkeit von ihnen gesprochenen begünstigenden Worte verfügte, und ungeachtet ihrer Recurs=Anzeige sofort vollstreckte Verhaftung hatte gleichfalls die Gemüther erbittert. Viele ähnliche Verletzungen der persönlichen Freiheit und anderer wichtigen staatsbürgerlichen Rechte sind zur Kenntniß der Bürger gekommen und in dem erwähnten Vertrage der Gemeindebehörden angeführt. Die Maasregeln, welche von Seiten der Censur und der Polizei gegen die deutschkatholische Bewegung im allgemeinen und deren Vertreter Johannes Ronge und Dowitz verhängt wurden, mahnten die hiesigen Einwohner gleichfalls an die hohe Bedeutsamkeit der in Frage stehenden Rechte. Man überzeugte sich mehr und mehr, daß, insofern diesen Übergriffen der Polizei nicht ein kräftiger Damm entgegengesetzt würde, die kostbarsten Bestimmungen unserer Verfassungsurkunde und die wichtigsten der unter dem Schutze der Verfassung stehenden Gesetze untergraben werden müßten. Man erkannte allgemein, daß eine Stadt nicht gedeihen könne, in welcher das Recht nicht gelte, sondern die Willkür schalte. Es trugen daher vier und achtzig hiesige Bürger in einer vom achtzehnten October laufenden Jahres datirten Eingabe bei dem Gemeinderathe darauf an, den größeren Bürger=Ausschuß zu berufen, demselben die ange deuteten Verhältnisse vorzutragen und ihm die Frage vorzulegen, ob dieselben als Gemeindefache behandelt und auf deren Beseitigung vermittelt einer bei großherzoglichem Staats=Ministerium und eventuell bei der zweiten Kammer der Ständeversammlung einzureichenden Eingabe hingewirkt werden solle?

In Gemäßheit des §. 38 Nr. 5 der Gemeinde=Ordnung mußte diesem Antrage von Seiten des Gemeinderaths und kleinen Bürger=Ausschusses Folge gegeben werden. Demgemäß wurde von dem Gemeinderathe der große Bürger=Ausschuß auf Mittwoch den 19. November Morgens 10 Uhr in den Aula=Saal eingeladen.

Die betreffende Bekanntmachung kam der Mannheimer Abendzeitung zu, nachdem die Zeit zum censiren schon vorüber war, (Der Censor censirt nämlich unbekümmert um die Erfordernisse der Zeitungs=Literatur des Nachmittags nicht) und wurde von derselben ohne Anstand aufgenommen, da sie von einer obrigkeitlichen Behörde ausging. Dem Mannheimer Journale, welches dieselbe zur Censur einreichte, wurde sie zweimal hintereinander gestrichen und in das Lokal der Mannheimer Abendzeitung — wurde, freilich nach deren Ausgabe, am folgenden Tage — Polizei=Kommissär Hoffmann unter Begleitung von Polizei=Mannschaft abgesandt, um die Mann-

heimer Abendzeitung mit Beschlag zu belegen, falls dieselbe die mehrerwähnte Bekanntmachung des Gemeinderaths gar nochmals enthalten sollte.

Am Vorabende der Versammlung ging dem Gemeinderathe eine Verfügung der großherzoglichen Kreisregierung durch das Stadtamt zu, durch welche die Abhaltung der Versammlung verboten wurde. Gemeinderath und Bürger-Ausschuß faßten hierauf einstimmig den Beschluß die Versammlung nichts desto weniger abzuhalten, falls aber sie den Aula-Saal verschlossen finden sollten, denselben öffnen zu lassen und nur der Gewalt zu weichen. Auf Mittwoch den 19. November Vormittags 8 Uhr wurde der erste Bürgermeister Jolly auf das Stadtamt vorgeladen und von dem Stadt-Director Geheimrath Kiege l mit den Strafen des §. 23 der Gemeinde-Ordnung bedroht, falls er dem stadtmüthlichen Verbote zuwider die Versammlung abhalten würde.

Herr Jolly erklärte jedoch mit großer Entschiedenheit, seine Pflicht als Vorstand des Gemeinderaths sei, den Beschlüssen des Collegiums Folge und Nachdruck zu geben. Nur insofern er diese Pflicht verletzen sollte, setze er sich schwerer Verantwortlichkeit aus. Er werde sie aber nicht verletzen, vielmehr die Versammlung abhalten, insofern er nicht durch die Gewalt daran verhindert würde.

Während der würdige Bürgermeister Jolly diese Erklärung vor dem Stadtamte abgab, verkündigte der Rathsbdiener mit der Schelle, daß die Versammlung um 10 Uhr Statt haben würde.

Kurz vor 10 Uhr theilte der erste Bürgermeister die um 8 Uhr auf dem Stadtamte stattgehabte Verhandlung dem versammelten Gemeinderath und kleinen Bürger-Ausschuß mit, worauf aufs Neue beschlossen wurde, die Versammlung abzuhalten und nur der Gewalt zu weichen.

In feierlichem Zuge bewegte sich der versammelte Gemeinderath und engere Ausschuß um 10 Uhr von dem Rathhause zum Aula-Saale. In der Nähe desselben standen dichtgebrängt zahlreiche Bürger, welche bei dem Herannahen ihrer Behörde in ernstester Stille ihre Häupter entblößten, eine stumme Huldigung, dargebracht dem Bürgermuth in Vertheidigung der Geseze.

An der Treppe auf dem Vorplatze des Aula-Gebäudes wurde der Gemeinderath und Bürger-Ausschuß durch den Polizei-Kommissär Hoffmann aufgehalten, welcher in Begleitung von zwei Polizeidienern und einem Gensdarmen sich daselbst aufgestellt hatte. Derselbe verlas eine Erklärung des Stadtamtes, durch welche ihm aufgetragen wurde, das Zusammentreten der Versammlung mittelst Androhung der auf den Widerstand gegen obrigkeitliche Anordnungen gesetzten Strafen zu verhindern. Als Polizei-Kommissär Hoffmann bei dieser Gelegenheit die Worte „innerhalb der Schranken ihrer Zuständigkeit gefaßten Beschlüsse“ aussprach, wurden dieselben, da auf diese Alles ankam, durch eine Stimme aus dem Volke laut wiederholt. Häufig wurde allerdings Polizei-Kommissär Hoffmann in seiner Rede durch Worte unterbrochen, welche aus der dicht gedrängten Menschenmasse hervorgingen. Allein sobald irgend ein Mitglied des Gemeinderaths oder Bürger-Ausschusses Ruhe gebot, erfolgte immer sofort lautlose Stille. Gemeinderath Streuber machte in kurzen kräftigen Worten den Polizei-Kommissär Hoffmann darauf aufmerksam, daß er einer öffentlichen Behörde in den Weg trete, welche sich innerhalb der Schranken ihrer verfassungsmäßigen Organisation halte. Gemeinderath Dr. Hecker richtete, nachdem Polizei-Kommissär Hoffmann geendet, an denselben die Frage, ob er beabsichtige mit Gewalt den Zusammentritt der Versammlung zu verhindern? Dieser erwiderte jedoch, daß ihm dazu schon die erforderliche Mannschaft augenscheinlich fehle und daß er keine andre Weisung habe, als dem Stadtdirektor Meldung zu thun, falls seiner Aufforderung von der Abhaltung der Versammlung abzustehen, keine Folge gegeben werden sollte.

Gemeinderath Dr. Hecker setzte sodann recht deutlich auseinander, daß wenn von Seiten der Polizei nicht nur keine Gewalt gebraucht, sondern auch erklärt werde, man sei ja nicht in der Lage Gewalt zu brauchen, weder von der einen noch von der andern Seite Gewalt Statt finde. — Ein anderes Mitglied des großen Ausschusses bemerkte, wie es weder gesetzlich, noch schicklich sei, an der Treppe Aufenthalt zu veranlassen, die berufene Versammlung habe in der Aula, ihrem Sitzungs-Saale, die Anmuthungen der Staatsbehörde entgegenzunehmen, dort sei etwa zu parlamentiren. — Auf die weitere Frage eines Mitglieds des Gemeinderaths: was nunmehr geschehen solle, erklärte der Herr Bürgermeister: „da uns keine Gewalt entgegen steht, so gehen wir in den Saal.“ Hierauf wurde dem allgemeinen Rufe: „Vorwärts! Vorwärts!“ nachgegeben und in kurzer Zeit befand sich der Gemeinderath, kleiner und großer Bürger-Ausschuß im Aula-Saale. Der für das Publikum vorbehaltene Theil des Saales, desgleichen die Gallerie füllte sich schnell mit Menschen. Man sah dort mehrere Frauen, welche nicht minder als die Männer erkannten, daß es sich hier um eine wichtige Sache, um die Aufrechthaltung des Gesetzes handle.

Im Saale fand sich dann der Polizei-Kommissär mit dem Bemerken ein, ob man die frühern Mittheilungen wiederholt haben wolle, wovon jedoch die Versammlung Umgang nahm.

Die Verhandlung begann nun mit Verlesung der Namen sämmtlicher Mitglieder des Gemeinderaths, kleinen und großen Bürger-Ausschusses. Nach wenigen einleitenden Worten des ersten Bürgermeisters verlas Herr Ober-Gerichts-Advokat Eller den Vortrag des Gemeinderaths, in welchem die eingangs bemerkten Thatfachen ausführlich mitgetheilt wurden.

Während dieses geschah, erschien Stadtdirektor Kiegel in Begleitung des Gensd'armerie-Divisionscommandanten Rittmeisters Wachs. Der Erstere bemühte sich vergebens die Versammlung zu bewegen auseinander zu gehen; es wurde ihm entgegen gehalten, die Versammlung finde Statt kraft Gesetzes und werde daher nur der Gewalt weichen; er verließ hierauf mit seinem Begleiter den Saal, nachdem er zuvor die Drohung ausgesprochen, die Anwesenden würden mit Gewalt aus dem Saale vertrieben werden.

Nachdem der gr. Stadtdirektor Kiegel weggegangen, bemerkte der Vorsitzende, Herr Bürgermeister Jolly, er ersuche die Versammlung, falls man gegen sie mit Gewalt vorschreiten würde, sich wie bisher in Ruhe zu verhalten, er werde die Versammelten vertreten.

Herr Eller fuhr alsogleich in der Verlesung des von ihm begonnenen Vortrags fort. Nach einiger Zeit vernahm man Trommelschlag, Kommandoruf, Waffengeklirr und Pferdegeklappel. Herr Eller fuhr ruhig fort, mit vernchmlicher Stimme den Bericht der Gemeinde-Behörde abzulesen. Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saales, der Regierungs-Direktor Schaaff stürzte herein, trat gegen den Vorlesenden an, gefolgt von dem Stadt-Kommandanten General-Major von Gayling und dem Polizei-Assessor Müller. An der Thüre des Saales hatte sich neben Polizei und Gensd'armen eine Abtheilung Infanterie, geführt von dem Regiments-Commandeur und einem Hauptmann, aufgestellt. Cavallerie-Biquets hatten mittlerweile die drei Zugänge zu dem Aula-Gebäude besetzt; auf dem Theater-Platze standen größere Abtheilungen Reiterei und auf der andern Seite des Aula-Gebäudes hatte sich die Infanterie aufgestellt. An der Spitze dieser bewaffneten Macht traten die obenbezeichneten Staatsbeamten in den Aula-Saal.

Regierungs-Direktor Schaaff stürzte vorwärts und rief in sehr lautem barschen Tone dem Dr. Eller zu: „Hören Sie auf, augenblicklich halten Sie ein!“ Ein

Sturm lauten Unwillens brach in der Versammlung über dieses Benehmen los. Entzückt riefen mehrere Bürger: „Keine Grobheit“ — „Achtung vor der Gemeinde-Behörde“ — „ist dies das Benehmen eines Staatsbeamten, eines gebildeten Mannes“ — „die Bürger haben eben so gut Anspruch auf Achtung von Seiten der Staatsbeamten wie diese Achtung von Seiten der Bürger ansprechen“ u. s. w.

Bürgermeister Jolly fragte sofort, ob man gedanke gegen die Versammlung Gewalt zu gebrauchen, und als Regierungs-Direktor Schaaff diese Frage mit Ja beantwortete, so erklärte Ersterer die Versammlung für aufgelöst und forderte die Anwesenden auf, sich in Ruhe zurückzuziehen. Dieses geschah denn auch ohne Widerrede. Zuvor aber hatte Assessor Müller die Aufrührer (die als solche geltenden §§. des Genß'armerie-Gesetzes) verlesen.

Ohne daß von Seiten der aufgeregten Bürger auch nur ein Wort gesprochen worden wäre, welches auf Leidenschaft und Gewaltthat hindeutete, entfernten sich sämmtliche Anwesende, jedoch nicht ohne durch ihre Haltung die tiefe Entrüstung zu erkennen zu geben, welche sie über den ganzen Vorfall empfanden.

Um 11 Uhr 40 Minuten reiste sofort eine aus den Herren Bürgermeister Jolly, Artaria, Dr. Hecker, Dr. Keller und Kley bestehende Deputation nach Karlsruhe ab um wegen dieser unerhörten Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der gesammten Bürgerschaft bei der vorgesezten Behörde Beschwerde zu führen. Welchen Erfolg dieser Schritt haben mag, so viel ist gewiß, daß kein Beschluß irgend einer Behörde im Stande sein wird, die hiesige Gemeinde-Behörde und Bürgerschaft von ihrem festen Entschluß abzuwenden, das Gemeindegesetz und die den Bürgern garantirten Rechte gegen Übergriffe der Polizei-Beamten aufrecht zu erhalten, und daß die Entfaltung einer aus zwei Regimentern bestehenden Militär-Macht eben so wenig geeignet war, die Bürger Mannheims zu schrecken, als sie zu überzeugen, daß sie nicht das Recht hätten, dem Rufe ihrer verfassungsmäßigen Behörden zu folgen, um in geschäfts-ordnungsmäßiger Weise Verhältnisse zu besprechen, welche für den Flor und den Aufschwung der Stadt Mannheim von der tiefeingreifendsten Bedeutung sind.

Jeder ruhige Beobachter der Vorgänge des heutigen Tages wird nicht umhin können zu erklären, das Benehmen der Mannheimer Bürger und ihrer Vertreter sei eben so verfassungsmäßig, würdig und besonnen, als das gegnerische verfassungswidrig und unbefonnen gewesen.

Die beiden hieselbst erscheinenden unabhängigen Blätter: das Mannheimer Journal und die Mannheimer Abendzeitung machten einen Versuch, diejenigen Thatsachen dem Publikum mitzutheilen, welche sich heute hier zugetragen haben. Allein die Censur, treu ihrem Grundsatz, keine Thatsache, welche ihren Tendenzen widerspricht, bekannt werden zu lassen, strich die Berichte beider Blätter und drohte ausdrücklich der Mannheimer Abendzeitung mit Confiskation, wenn irgend Etwas von der Sache aufgenommen würde. Es ist daher zu befürchten, daß durch die in unserm Großherzogthume erscheinenden wohlbekannten Lügenblätter auch die am heutigen Tage stattgefundenen Ereignisse verdreht und verfälscht zur Kunde des deutschen Vaterlandes möchten gebracht werden.

Als Bürger der Stadt Mannheim, als deutsche Männer und Freunde der Wahrheit haben wir Endesunterzeichneten uns daher entschlossen, voranstehenden wahrhaftigen Bericht durch die Presse zu veröffentlichen.

Mannheim, den 19. November 1845.

Folgen die Unterschriften vieler Bürger.

Für sich und Namens der Unterzeichner: Heinrich Mathy, Kaufmann.

Weltbegebenheiten.

Dezember.

Glück auf zum neuen Jahr! Es ist ein alter Brauch, sich Glück zu wünschen, wenn das alte Jahr in die Grube sinkt und das neue lächelnd aus der Wiege hervorsteigt. Wunderlicher Gebrauch! Wozu wünscht man sich doch Glück? Preis't man sich glücklich, daß das alte Jahr überstanden, daß man all' den Gefahren, all' der Mühe und Noth, welche den vereinzelt Menschen im Schooße der civilisirten Gesellschaft bedrohen, nicht erlegen ist? Vielleicht! Leider hat man wenigstens Ursache genug dazu; aber freilich mag das meistens nur unbewußt geschehen. Oder wünscht man sich Glück zu den neuen Hoffnungen, welche merkwürdiger Weise stets mit dem Kalenderabschnitt im Herzen des Menschen erwachen? Will man sich durch den Glückwunsch Muth machen zu neuem rüstigen Streben, wie es dem denkenden Menschen geziemt, zu neuen ernsten Kämpfen, wie sie um die im Schooße der Gesellschaft nach ihrer Lösung ringenden Fragen täglich geführt werden müssen? Ja, ja, das wollen wir festhalten; die Hoffnung ist ein fester Anker in den Stürmen des Lebens. Vergesse nicht, was hinter uns liegt; aber laßt euch nicht davon bewältigen, laßt euere Hoffnungen auf die Zukunft nicht durch die Täuschungen der Vergangenheit ersticken! Strebt rastlos vorwärts und ermüdet nicht, wie beschwerlich und bornenvoll der Pfad auch sei! Nach vorwärts richtet euere Augen, damit sie die geheimnißvolle, feierliche Dämmerung des jungen Morgens durchbringen; da werden die Schlachten geschlagen, die ihr mit entscheiden helfen sollt, da ist das Ziel zu erreichen, dem die Menschheit hoffend und sehneud entgegenieht. In diesem Sinne rufe ich euch zu: Glück auf zum neuen Jahre!

Aber die Hoffnung muß auf festem Grund und Boden stehen; sonst wird sie zum leeren, kindischen Gaukelbilde der Phantasie. Der Kampf muß mit einiger Aussicht auf Erfolg geführt werden; sonst wird er zur zwecklosen Zersplitterung der Kraft, zur verwegenen Tollkühnheit, die sich selbst erfert, ohne irgend was zu erreichen. Darum wollen wir uns nicht mit dem bloßen Glückwunsch begnügen; wir wollen nicht bloß die hergebrachte Phrase abliefern, wie man's in den konstitutionellen Kammern zu machen pflegt. Da ist denn, für die Kammer wenigstens, alle Noth, alles Glend gar nicht mehr in der Welt, wenn sich der König und die Kammern feierlichst zu dem „stets wachsenden Nationalreichtume“ gratulirt haben. Wir wollen uns also ernstlich prüfend umschauen, ob unsere Weltanschauung Fortschritte gemacht hat im Bewußtsein der Menschen, ob für unsere Prinzipien neue rüstige Kämpfer erstanden sind, ob wir in der That ein weiteres Terrain gewonnen haben und ohne Illusion auch ferner auf weitere Verbreitung unserer Ansichten, auf eine größere Zahl, auf eine klare, hingebende Überzeugung derer, die sie theilen, rechnen dürfen. Und weil, wie ich sicher glaube, das Resultat eurer Prüfung des sozialen Lebens in Deutschland, der Schweiz, Belgien, Frankreich, England und Amerika das sein wird, daß ihr alle diese Fragen mit einem siegesfreudigen Ja, diesem schönsten Laute der Muttersprache, beantworten könnt, darum können wir von Herzen sagen: Glück auf zum neuen Jahre! —

Preußen. Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen zu Berlin, von dem man so lange Nichts gehört hatte, daß man schon glaubte, er sei wirklich zu seinen Vätern versammelt worden, hat wieder einige Lebenszeichen von sich gegeben. Ob er aber wirklich wieder zum vollen selbstbewußten Leben erwachen werde, oder ob man, wenn er das wollte, ihn nicht in seinen Schlummer zurückbringen wird, das läßt sich freilich noch nicht mit Gewißheit entscheiden. Ich theile vorläufig nur einfach den Thatbestand mit. Der previsorische Vorstand hatte die Generalversammlung ein-

berufen, um den Verein aufzulösen oder, falls man sein Fortbestehen wünschte, einen neuen Vorstand zu wählen, indem der provisorische sein Amt niederlegen wollte. Es wurden nun die vielen beschränkenden Modifikationen der Vereins-Statuten durch den ehemaligen Minister v. Arnim, und darauf die Protestation des Vorstandes, worin auf größere Selbstständigkeit, auf freiere Bewegung und Entwicklung des Vereins gedrungen wird, vorgelesen; auf diese war noch immer keine entscheidende Antwort eingelaufen. Auf die Bitte der Versammlung blieb der Vorstand 'im Amte. Jetzt wurde die Frage aufgeworfen: Soll der Verein bestehen bleiben? Die Versammlung war entschieden dafür. Nur Herr Professor von Henning, der schellingianische Hegelianer, sprach für die Auflösung, weil der Verein nur zu stürmischen Versammlungen führe und die Regierung am besten wisse, was dem Volke Noth thue. Als man nun diejenigen, welche die Auflösung wollten, aufforderte, die Hand zu erheben, da trug sich ein erhabenes Schauspiel zu. Herr Professor von Henning stand allein mit hocherhobener Rechten mitten im Saale in einsamer Größe, ein hehres Bild der guten alten Zeit. Hätte er auch noch das eine Bein eben so senkrecht, wie die Hand, erhoben, so würde er die erbauliche Position der heiligen Männer in Indien angenommen haben, welche in dieser weder graziosen, noch bequemen Stellung bis an ihr seliges Ende zu verharren pflegen und dabei Nichts mehr denken, sondern nur ihre Nasenspitze beschauen. In Indien hätte Herr v. Henning unzweifelhaft viele Aussicht, ein Heiliger zu werden; aber das undankbare Vaterland erkennt leider die Verdienste seiner großen Männer nicht immer an. Wir werden später sehen, welchen Erfolg die Schritte des Vereins für seine freiere, selbstständigere Existenz haben.

Die Abberufung des Königsberger Polizeipräsidenten, Dr. Abegg, habe ich wohl schon gemeldet. Er wußte sich gerade während der letzten Konflikte die Achtung und Liebe der Bürger zu erhalten und erhielt von denselben auch sprechende Beweise ihrer Anerkennung seiner Amtsführung. Auch die Universität wollte ihm eine Ehre erweisen; ein Professor erhob jedoch Widerspruch dagegen, weil das als eine politische Demonstration angesehen werden könnte. Was schadet denn das, Herr Professor? Soll die Universität nicht einem Manne, dessen Gesinnung und Amtsführung sie achtet, ihre Sympathie ausdrücken dürfen, ohne zu fürchten, mißliebiger zu werden? Zudem scheint wirklich die ängstliche Divinationsgabe eines Professors dazu zu gehören, in einer dem Polizeipräsidenten, der zu einem anderen Amte befördert ist, erwiesenen Ehre eine „politische Demonstration“ zu suchen. Indessen wie dem auch sei, die Zustände sind zuweilen wunderbar. Es ist wirklich gegen das Concilium generale der Universität eine Untersuchung eingeleitet wegen dieser beabsichtigten Inscripction Abegg's und wegen der Dank-Adresse, die es früher an den Professor Jakobson richtete, als dieser das Censoramt ablehnte. — Abegg's Nachfolger, Herr Lauterbach, wird nach einem so beliebten Vorgänger einen schweren Stand haben und eine seiner ersten Maßregeln ist auch nicht dazu angethan, ihn populär zu machen. Er verlangt nämlich laut einem Rescripte des ehemaligen Ministers v. Kochow von 1839, zur genaueren Kontrolle der Leihbibliotheken alle in denselben befindlichen Bücher stemplein zu dürfen. Die Buchhändler wollen gegen dieses Ansehen den Weg Rechts einschlagen; denn wenn sie sich auch demselben fügten, so sollen auch dann noch die Bücher, deren Konstitutionsfaktoren etwa später für nöthig erachtet würde, nicht ersetzt werden. Und das wäre doch das Wenigste, was man nach einer so scharfen, sonst wohl nirgends üblichen Kontrolle erwarten sollte.

Ein Berliner Korrespondent der „Kölnener Zeitung“ hatte neulich behauptet, daß die Censurfreiheit für Bücher über 20 Bogen wenig Einfluß auf die freiere Entwicklung der Literatur ausgeübt habe und auch wenig benutzt sei, weil eben die Censur

eines Exemplars 24 Stunden vor der Ausgabe eine Konfiskation und damit erheblichen Nachtheil gar leicht möglich mache. Die „Allgemeine Preussische Zeitung“ rückt alsbald heran, um diese Nachricht zu „berichtigen“ und meldet, innerhalb 2 Jahr hätten 576 Bücher die Censurfreiheit benützt und fast alle Konfiskationen, welche die Polizei für rätzlich erachtet hätte, wären vom Obergerichtsgericht bestätigt. Es geht der „Allgem. Preuß. Zig.“ wie immer; sie beweist eben Nichts mit allen ihren Berichtigungen. Erstens sind 576 Bücher in 2 Jahren für Preußen sehr wenig; zweitens kommt es darauf an, ob diese Bücher sonst von der Censur behindert sein würden; denn es ist drittens ein gar schlechter Trost, daß das Obergerichtsgericht fast alle Konfiskationen der Polizei gebilligt hat. —

Der bekannte Abgeordnete der rheinischen Ritterschaft, Herr Max v. Loë, welcher seine ultramontanen und reaktionären Gelüste so hübsch mit banalen liberalen Phrasen zu schmücken versteht, war von der Regierung angeklagt wegen eines Artikels, worin er behauptet, die Censur verfare ungleichmäßig gegen katholische und protestantische Blätter, und worin er zugleich den damaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn v. Schaper, beleidigt haben sollte. Das Zuchtpolizeigericht zu Köln hat ihn freigesprochen, das öffentliche Ministerium hat aber die Berufung eingelegt. —

In unserer Nachbarschaft, in Hamm, ist eine neue Monatschrift, „die Zeitwarte“, angekündigt, welche sich die „Vereinigung des politischen Liberalismus mit dem Sozialismus“ zum Zweck gesetzt hat; sie betrachtet beide als gleichberechtigte Mächte; beide sollen sich decken und damit sie das können, gesteht die Redaktion ein, würde sie den Liberalismus erweitern, den Sozialismus verengern müssen. Wie die Begriffe Liberalismus und Sozialismus jetzt stehen, bin ich auf diese Deckung neugierig; der Redakteur muß ein besserer Mathematikus sein, als ich. Will die Redaktion aber damit sagen: Wir betrachten den Liberalismus oder Konstitutionalismus, da wir ihn doch schwerlich umgehen können, als Mittel zum Sozialismus, so soll uns die neue Zeitschrift willkommen sein. Dann wird sie eben von selbst zum Sozialismus und zwar zu einem nicht verengerten hingedrängt. Wir richteten unsere Angriffe immer nur gegen die Liberalen, welche wußten, daß ihr Liberalismus nur die Herrschaft der Bourgeoisie begründe, welche Nichts an der Noth der Gesellschaft ändern wollten. Mit denen, welche nur auf einem anderen Wege, mit anderen Mitteln zu unserem Ziele, zu einer menschlichen Gesellschaft gelangen wollen, werden wir gern Hand in Hand gehen. — Außerdem soll in Münster noch eine ganz populär gehaltene Monatschrift erscheinen und man spricht auch von einer neuen politischen Zeitung für Westphalen, welches freilich durch den altersschwachen, inhaltslosen „Westphäl. Merkur“ gar kläglich in der Arena der politischen Tagespresse vertreten ist. —

Der Kultusminister, Herr Eichhorn, fährt fort, der religiösen Bewegung schroff und streng entgegen zu treten und dadurch werden natürlich auch auf diesem Gebiete immer entschiedener Demonstrationen hervorgerufen. Den Berliner Geistlichen war es vom Konfistorium untersagt, sich an den lichtfreundlichen Protesten gegen die Übergriffe der Pietisten zu betheiligen. Sie protestirten beim Kultusministerium gegen dieses Verbot und nahmen für sich und die Lehrer als Staatsbürger das Recht zu einer solchen Betheiligung in Anspruch. Der Minister bestätigte aber das Verbot des Konfistoriums. —

Die Breslauer Bürgerschaft hat dem abgesetzten Konfistorialrath Dr. David Schulz an seinem Geburtstag große Ehrenbezeugungen erwiesen; und der Breslauer Magistrat ist dem Beschluß der Stadtverordneten, eine Immediat-Eingabe gegen das Kultusministerium einzureichen, beigetreten. — Der Kandidat der Theologie, Herr Behrends, der sich besonders um den Handwerkerverein zu Berlin verdient gemacht

hat, ist wegen einer angeblich „kommunistischen“ Predigt, die übrigens nachher unter Censur gedruckt ist, für anstellungsunfähig erklärt. Zugleich wurde er von der Polizei aus Berlin verwiesen, obgleich er als Associe in eine Druckerei und Verlags-handlung eingetreten war und schon viele Jahre mit seiner Mutter in Berlin wohnte und auch keine andere Heimath hatte. Er hat natürlich dagegen protestirt. — In Königsberg ist der rationalistische Divisions-Prediger Rupp seines Amtes entsetzt; alle geistlichen Handlungen sind ihm untersagt, weil er die Amtspflicht verlegt, dem Militair nicht genug Gehorsam eingeschärft, und sich beharrlich geweigert habe, die vorgehaltenen Vergehen als solche anzuerkennen. (!). Rupp ist von der reformirten Gemeinde zu Königsberg zum Prediger gewählt; doch ist die Bestätigung dieser Wahl bis jetzt noch nicht zu erlangen gewesen. Darauf hat sich denn eine neuprotestantische Gemeinde gebildet; so hätten wir denn im Protestantismus dasselbe Schauspiel, wie im Katholicismus, das Zerfallen der bestehenden Form. Alle diese Wirren sollen durch ein großes zu Berlin abzuhaltendes Concilium gelöst werden, welches durch die Sendung Senehlagé's an die verschiedenen protestantischen Höfe zu Stande gebracht sein soll. Ich hege einige bescheidene Zweifel am Erfolge. — In Posen hielt ein Geistlicher eine Abschiedspredigt, die er schon in mehreren Kirchen gehalten hatte, und redete darin seine Gemeinde als seine Kinder an. Darauf sprang ein Zuhörer wüthend auf und schrie: „Das haben wir schon oft gehört, höre nur auf, wir sind nicht deine Kinder und werden auch ohne dich fertig werden.“ Die Folge dieser Interpellation war eine allgemeine Prügelei. Der Mann soll nicht recht bei Troste gewesen sein und war jedenfalls unbillig. Es gibt viele Pfarrer, die ihre Predigten wiederholen, um sie ihren Gemeinden besser einzuprägen, natürlich aber keineswegs, um sich die Sache zu erleichtern. Wenn aber in den Kirchen um Alles, was man schon oft gehört hat, Schlägereien entstehen sollten, so möchten sie für friedliche Personen ein gefährlicher Aufenthalt werden. — Der Lehrer W a n d e r in Hirschberg ist freigesprochen. —

Die Noth in Breslau wächst von Tage zu Tage. Man hat ein Bureau zur Arbeitsnachweisung eingerichtet, man hat Speiseanstalten für die Armen gegründet und viele Familien zur regelmäßigen Speisung bestimmter Armen aufgefordert; ein Bäcker, Herr H y p p a u f, hat sich erboten, im Januar unentgeltlich für die Armen zu backen. Das ist Alles recht schön, aber leider nicht ausreichend; das sind kleine Linderungsmittel für die handgreiflichste Noth, aber leider keine Heilmittel. Und die Preise stehen so hoch, daß in Berlin der tägliche Brodbedarf einer Familie von 5 Sgr. auf $7\frac{1}{2}$ Sgr. gestiegen ist. Wie soll der Arme das erschwingen? Wie viel größer wird die Noth noch werden, wenn jetzt endlich der Winter ernstlich hereinbricht?

Zwei furchtbare Verbrechen habe ich noch zu berichten, welche wieder, wie die ungeheure Mehrzahl der Verbrechen überhaupt, in den leidigen Eigenthumsverhältnissen ihren Grund haben. Vor einiger Zeit war ein Schachtmeister an der märkischen Eisenbahn verschwunden; man glaubte, er habe sich aus dem Staube gemacht. Jetzt ergibt sich, daß ihn ein Metzger Th ö n e und dessen Frau unter den empörendsten Umständen abgechlachtet haben, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Und in Erfurt hat ein Regierungsrath H r e n b e r g seine erwachsene Tochter erster Ehe, ein kränkliches Mädchen, die, wie er vorgab, auf einer Badereise gestorben war, sieben Jahre eingesperrt gehalten und sie in Hunger und Schmutz verkommen lassen, um sich ihres abgetheilten Vermögens zu bemächtigen. Welche furchtbare, dämonische Gewalt übt doch die Sucht nach Geld, nach Erwerb über den Menschen in unserer civilisirten Gesellschaft! Wie unmöglich wären alle diese Verbrechen bei einem Leben in Gemeinschaft! Wenn es wahr ist, daß A l e x a n d e r v. H u m b o l d t vom Könige mit einer umfassenden Darstellung der politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse in Europa beauftragt

sei, so wollen wir hoffen, daß der geistreiche und berühmte Mann solche furchtbare Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft in ernste Erwägung ziehe. Solche Thatfachen wiegen schwerer, als die umfangreichsten attemmäßigen Berichte, die genauesten statistischen Tabellen. Wir haben es ja noch neulich gelesen, daß die schlesischen Bürgermeister dem Oberpräsidenten v. Wedell, als er sie vertraulich gemacht hatte, zugestanden, daß es da hunderte von Nothleidenden gäbe, wo sie in ihren Berichten 5 aufführten! Warum? Es macht sich das besser, als wenn der Beamte stets über die Noth schreit! Derartig mögen wohl viele attemmäßige konstairte Wahrheiten angethan sein. Eine Gesellschaft aber, in deren Schooße solche furchtbare Verbrechen vorgehen, ist krank bis tief in die Wurzel hinein! —

Mecklenburg. Der Streit der bürgerlichen Ritter mit den ablichen, von dem ich in den vorigen Heften berichtete, bringt wenigstens etwas Bewegung in das stehende Wasser der mecklenburgischen Zustände. Ist die Bewegung aber einmal da, so geht sie bald über sich selbst hinaus, weiter, als es die bürgerlichen Ritter wollen. Sonst würde uns ihr Streit mit dem Adel an sich gar nicht kümmern; sie kämpfen nicht gegen die Privilegien des Adels, sondern sie wollen nur selbst daran theilnehmen und werden sie dann ganz in der Ordnung finden. Da streitet nur der Egoismus des einen Standes gegen den des andern; denn auch die bürgerlichen Ritter denken vor der Hand durchaus nicht an eine Verbesserung der Lage der Bauern, an Freizügigkeit derselben; so weit reicht ihr bürgerliches Streben nicht.

Sachsen. Regierung und Bürgerschaft sprechen jetzt entschieden ihre Meinung aus; die Gegensätze treten wieder scharf hervor trotz des durch den weiland Herrn von Thielau veranlaßten Intermezzo's. Er brachte nämlich einige Bürger und Bauern in der Oberlausitz zusammen, führte sie feierlichst zum Könige und ließ sie denselben in den übertriebensten Ausdrücken ihre Anhänglichkeit an seine Person, woran Niemand gezweifelt hatte, und ihren Abscheu vor jedem kräftigen selbstständigen Volksleben versichern. Das war ein Privatvergnügen des Herrn von Thielau, welchem wahrscheinlich durch eine Verletzung seiner Person oder seines Interesses der Liberalismus leid geworden ist. Die öffentliche Meinung hat die Sache richtig aufgefaßt und sie mit Stillschweigen übergangen; sie weiß, wie solche Demonstrationen entstehen. — Die Regierung geht ihren Weg vorwärts. So eben hat sie dem gelesesten liberalen Blatte Sachsens, den „Sächsischen Vaterlandsblättern,“ die Konzeßion entzogen; das ist das dritte Blatt, welches in Jahresfrist der Ungnade des Ministeriums zum Opfer fällt. Es ist dieserhalb alsbald eine mit vielen Unterschriften versehene Petition an die Kammer abgegangen, welche sich nach strenger Prüfung bei'm Könige beschweren soll. Der „Herold,“ dessen Redakteur, Herr Professor Biedermann, wegen einer am letzten Konstitutionsfeste gehaltenen Rede in einer Untersuchung verwickelt ist, wurde schon mit Entziehung der Konzeßion bedroht. — Wilhelm Jordan ist zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, weil das Gericht in einem atheisrischen Gedichte von ihm „Gotteslästerung“ fand. Seltsam! Wie kann ein atheisrisches Gedicht, welches keinen persönlichen Gott kennt, Gott lästern? — Die Urtheile über diejenigen, welche man in den stürmischen Augusttagen verhaftete und nun für die ungeheure Aufregung, in der sich fast die ganze Stadt befand, verantwortlich machte, sind furchtbar hart ausgefallen. Ein Student ist zu 8 Jahren Zuchthaus ersten Grades v. h. mit Fußfesseln verurtheilt, viele andere zu mehrjährigem Zuchthaus bis zu einigen Wochen einfachen Gefängniß herab. Und das meistens wegen drohender Aufzungen, in den Stunden der größten Aufregung, wo Bürgerblut das Pflaster Leipzig's färbte, ausgestoßen! — Am Geburtstage des Prinzen Johann brachte man statt des üblichen Zapfenstreichs eine Morgenmusik, weil man bei'm Zapfenreich des Abends, wo die Gassen gefüllt

sind, Unordnungen befürchtete. Warum unterließ man denn aber nicht Alles? Warum erinnerte man durch diese Änderung das Publikum wieder an mögliche Unordnungen? — Der neue Kommandant der Kommunalgarde ist noch nicht gewählt. — Die Bürgerschaft von Leipzig hat dagegen ihre Meinung dadurch an den Tag gelegt, daß sie gerade die Häubter der liberalen Partei, Robert Blum und Viedermann, deren Auftreten in den Augusttagen von der Regierung mißfällig bemerkt war, zu Stadverordneten wählten. — Bei den Kammerverhandlungen über die Rechtsverfassung erklärte der Minister von Könneritz sich am Ende bereit, ein mündliches Rechtsverfahren mit Staatsanwaltschaft anzunehmen; nimmer wird er aber die Öffentlichkeit zugestehen. Der Abgeordnete Todt erwidert darauf, die ministerielle Überzeugung müsse dem Willen des Volkes weichen. Es ist aber noch sehr zweifelhaft, ob Herr v. Könneritz das anerkennt und aus Rücksicht für den ausgesprochenen Willen des Volkes und der Kammer seine Ansicht ändert oder gar seinen Abschied nimmt. Todt verlangt auch Geschworenengerichte, welche die Deputation unter dem Präsidenten Braun hatte fallen lassen. Todt meint, man müsse möglichst viel verlangen und erhalte dann doch wenig genug; er ist schon lange Deputirter und muß das kennen. Die Kammer aber nimmt zwar das öffentliche und mündliche Verfahren einstimmig an, verwirft dagegen die Geschworenengerichte gegen 26 Stimmen. Die Jury ist ihr zu radikal. Juste milieu für immer!

Baiern. Der Landtag ist eröffnet; einzelne Urlaubsverweigerungen sind zwar noch nicht beseitigt, dagegen hat aber der König von den vorgeschlagenen Kandidaten die liberalen Herren von Kotenhan und Friedrich zum ersten und zweiten Präsidenten der Kammer ernannt, worüber natürlich im Lager der Liberalen große Freude herrscht. Der König hat seinen getreuen Ständen in der Thronrede angezeigt, daß er dreifacher Großvater geworden, daß die Haltung des Volkes in der aufgeregten Zeit ausgezeichnet gewesen sei und daß er hoffe, der gegenwärtige Landtag werde sich ebenso auszeichnen. Die Stände nehmen lebhaften Antheil an Sr. Majestät dreifacher Großvaterschaft, drücken ihre Freude über die ihnen zu Theil gewordene gnädige Anerkennung aus, und sind stolz darauf, Unterthanen eines solchen Königs zu sein. Nun können die Verhandlungen beginnen. Die Nürnberger Redakteure haben ihre Referenten über die Landtags-Angelegenheiten der Censurbehörde nennen müssen. Das ist sehr vorsichtig; nun weiß man doch, an wen man sich zu halten hat, wenn etwa mißliebige Dinge berichtigt werden. Die Nürnberger scheinen sich überhaupt einer besondern Vorsorge der Censur zu erfreuen. Denn trotz der Behauptung des Ministers von Abel, daß die Censoren keine spezielle Instruktionen hätten, daß der Veröffentlichung der Landtags-Verhandlungen kein Hinderniß in den Weg gelegt würde, wenn der Redner nicht etwa zur Ordnung gerufen wäre; so wurde in Nürnberg doch z. B. eine Rede von Schwindl gestrichen, obgleich derselbe keineswegs zur Ordnung gerufen war, und der Censor berief sich dabei auf seine speziellen Instruktionen. Solche kleine Webersprüche können in einem wohlgeordneten Staatswesen wohl einmal mit unterlaufen. Irren ist menschlich — und der Minister von Abel ist auch ein Mensch, wie der Censor zu Nürnberg ebenfalls.

Rassau. Der Wildstand soll so weit vermindert werden, daß die Entschädigungen für Wildschäden künftig alljährlich statt 60000 fl. nur 30000 fl. mehr kosten. Diese Entschädigungen sind nur leider, wie so vieles in dieser unvollkommenen Welt, ziemlich illusorisch, wenigstens für die kleineren Besitzer. Wenn nämlich auch der Wildschaden im Ganzen für diese sehr lästig und nachtheilig ist, so ist doch die einzelne Beschädigung eines kleinen Grundstückes in der Regel so unbedeutend, daß die Leute sich deshalb den Weitläufigkeiten eines Prozesses nicht aussetzen und lieber den kleineren Nachtheil stillschweigend ertragen, als ihre Zeit und ihr Geld vergeuden. —

Hessen-Darmstadt. Die Anklage, welche man gegen den Buchhändler Herrn *Leske* zu Darmstadt wegen Verlags der „Rheinischen Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform“ formulirt hat, lautet auf nichts Geringeres, als — Hochverrath. Man verlangt von *Leske* die Namen der Empfänger des Buches und falls er sich dessen weigert, will man seine Geschäftsbücher einsehen. Der Kreissekretair, Herr *Uwert*, droht sogar mit Entziehung der Konzession. Nun, die Zeiten der Einschüchterung sind vorüber und die Gerichte Darmstadts werden die Gelegenheit, vor ganz Deutschland ihre Unabhängigkeit zu beweisen, gewiß nicht vorüber gehen lassen.

Baden. Die Kammer hat stürmische Sitzungen gehalten, wie sie seit den dreißiger Jahren nicht vorgekommen sind. Weil der Landtag nicht vom Großherzog in Person eröffnet war, wollte die ministerielle Partei der Kammer das Recht, eine Adresse an das Staatsoberhaupt zu erlassen, streitig machen. Aber *Wassermaan* sagt mit Recht, „daß der Fürst sich's leicht gemacht habe,“ das sei kein Grund für die Kammer, von der Adresse abzustehen, in welcher man dem Großherzoge die Stimmung des Volkes und seiner Vertreter aussprechen wolle. Die liberale Partei hat dießmal die Majorität und es wurde beschlossen, die Adresse zu erlassen. Welcher stellte den Antrag und hielt dabei eine seiner besten Reden; ich kann nicht unterlassen, einiges daraus mitzutheilen. Nachdem der Redner das Recht der Kammer zur Erlassung einer Adresse mitgetheilt hat, fährt er fort:

Was aber ist nun die eigenthümliche Wichtigkeit und Schwierigkeit unserer Zeit, unserer Verhältnisse? Sie bestehen in Folgendem: Seit einem halben Jahrhundert ist für die civilisirten europäischen Völker eine neue Periode der Entwicklung und mit ihr ein durchgreifender Principienkampf eingetreten. Sie sollten und wollten aus dem Jugenalter ins Mannesalter, aus patriarchalischen, feudalen, theokratischen, despotischen in allgemeine, freie, staatsbürgerliche, repräsentative Verfassungen übergehen. Beinahe alle übrigen Völker haben bereits die neue staatsbürgerliche Freiheit erungen. Für unsere deutsche Nation aber ist nach langen Schwankungen endlich ebenfalls, das fühlen, das sehen wir Alle, die Entscheidungszeit genahet. Es fragt sich endlich zwar kein Verständiger mehr: soll die große deutsche Nation, nach ihrer früheren Geschichte, nach ihrer Lage und Bildung das Centrum der gebildeten Völkerwelt, allein ausgeschlossen bleiben von der zeit- und naturgemäßen Entwicklung, von der stärksten Kraft der übrigen Völker? Und auch in unserem guten Baden, welches sich dieser Regierung früher glücklich pries, dem übrigen deutschen Vaterlande in zeitgemäßer Entwicklung theilweise voran stand, scheint man nicht genug eilen zu können, unser kleines Besizthum in die Concursmasse des großen Bankbruchs des Stabilitätsprincips einzuwerfen. Auf solche Weise untergräbt die Verwaltungspolitik noch weit gefährlicher den Thron und die öffentliche Moral als die Freiheit. Im Laufe der besondern Verhandlungen dieses Landtages werden viele einzelne Thatsachen genau erörtert werden. Ich darf also nur bei einigen Hauptpunkten etwas näher verweilen, und zwar zunächst bei dem ersten und wesentlichsten aller politischen Rechte, der Lebensbedingung und Grundlage aller übrigen, bei der Pressfreiheit. Sie Alle wissen, daß die Bundesacte Art. 18, unsere Verfassung Art. 17 Pressfreiheit statuiren, so wie, daß in Gemäßheit derselben durch die Vereinigung aller drei Factoren unserer Gesetzgebung das Pressfreiheitsgesetz vom 28. December 1831 zu Stande kam, daß selbst unsere Regierung, gegenüber der Mehrheit der Bundesversammlung, stets seine bundes- und landesverfassungsmäßige Gültigkeit behauptete, daß die bloße Regierungsverordnung vom 28. Juli 1832, wodurch die Regierung der stärkeren Gewalt der Bundesmehrheit nachgeben und das Gesetz modificiren zu müssen glaubte, von den Ständen niemals als verfassungsmäßig gültig erlassen anerkannt werden konnte, daß

aber selbst die Regierungsverordnung nach ihrem Inhalte, wie nach den ausdrücklichen Regierungserklärungen, nur so weit die Pressfreiheit durch Censur beschränken sollte, daß sie wirkliche Vergehen und wahre Angriffe auf die Würde und Ehre der Bundesstaaten und ihrer Regierungen streichen sollte. Nun, meine Herren, so weit als hier nicht die Pressfreiheit vernichtet worden, kann selbst das Ministerium nicht einmal einen Schelngrund für ihre Vernichtung durch die Censur angeben, so weit steht auch dieser Rest unsers heiligsten wichtigsten Rechtes als ein Haupttheil unserer Verfassung fest. Unsere Minister und sämmtlichen Staatsbeamten haben die ganze Verfassung und alle verfassungsmäßigen Gesetze geschworen, und sind nach § 7 für ihre genaue Befolgung persönlich verantwortlich. Ist es denn nun nicht eine sonnenklare Verletzung unserer geschworenen Verfassung und des Verfassungseides, wenn die Pressfreiheit über jene festen Grenze hinaus durch Censurbebrückung beschränkt oder solche Verletzung geduldet wird? Selbst eine wenigstens theilweise ministerielle Anerkennung dieser einfachen Wahrheit erkämpfte der unvergeßliche Kottke durch seine letzte Motion für einigen Rechtszustand unserer Pressverhältnisse, in Folge deren das Ministerium durch eine Instruction die Censur auf ihre Grenzen zurückzuweisen versprach und auch wirklich in einer solchen, wenigstens im Wesentlichen, jene Hauptgesichtspunkte aufstellte. Aber wie hat sich nun seitdem durch widersprechende neue ministerielle Censurbefehle und tägliche grenzenlose Willkühr der Zustand unserer politischen Presse gestaltet? Es werden Ihnen später, so wie bisher auf jedem Landtage, aus den verschiedenen Landestheilen so viele besondere Belege, als Sie und die Regierung nur immer verlangen mögen, vorgelegt werden, welche sonnenklar nachweisen, daß die Censur gegen die Gedanken und die historischen Wahrheiten der Schriftsteller, gegen ihre und der Redacteurs Eigenthums- und Vermögensrechte, selbst mit der Ehrenverteidigung der unter derselben Censur verleumdeten Ehrenmänner, mit den heiligsten Interessen der religiösen und politischen Entwicklung und Freiheit, vor wie nach mit der bodenlosesten despotischen Willkühr verfährt. Eine ganze Reihe von Mißhandlungen, die alles Rechts- und sittliche Gefühl empören, liegt Ihnen aus der ersten Hauptstadt des Landes, in den Actenstücken der Censur, welche Herr von Struve herausgegeben, bereits schwarz und roth vor Augen. Eben so aber auch die allgemeine Empörung der ganzen tüchtigen Bürgerschaft dieser Stadt, welche durch solche Willkühr hervorgerufen werden mußte und hervorgerufen worden ist. Fällt Ihnen dabei nicht das Wort Friedrichs des Großen ein: „Müßte man nicht verrückt sein, um sich einzubilden, die Menschen hätten zu einem ihres Gleichen gesagt: wir erheben dich über uns, weil wir die Tyrannei lieben und unsere Gedanken nach deinem Willen regirt haben wollen! sie haben vielmehr im Gegentheil gesagt, wir haben dich nöthig, um die Gesetze aufrecht zu halten, nach denen wir leben wollen; übrigtens aber fordern wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest.“ Wollte man mit den verben Worten des großen Königs sprechen, man möchte — wenn man diese mannheimer Censurscandale betrachtet — fast glauben, daß Dieser und Jener so verrückt sei, zu wännen, unser badisches Volk wolle und bezahle mit seinen Steuern Beamte, damit sie Tyrannen üben und die Gedanken der Bürger nach ihrem Willen regierten! Schon auf dem letzten Landtage erhoben sich laute Klagen über die absolutistische und jesuitische Richtung der mannheimer Censur. Doch vergeblich. Die Schrift des Herrn von Struve beweist Ihnen, wie verhöhrend alle Klagen der Landstände, wie gänzlich verachtend alle Rechtsgrenzen, alle von den Ministern und sämmtlichen Beamten geschworenen Pressfreiheitsrechte der Bürger, Herr von Uria die Censur ausübt, wie er die politischen Schriftsteller, diese achtungswerthen Organe des Volksgeistes, mit ihnen selbst als Canaille behandelt, die Vermögens- und Eigenthumsrechte der Schriftsteller

verlezt und mit Füßen tritt. Da ist keine Art der auch nach unsrer Censurinstruction sonnenklar erlaubten Mittheilungen, historischer Nachrichten, in anständigster Form ausgesprochenen Beurtheilungen, die nicht nach Willkür gestrichen werden, zumal wenn sie irgend den Jesuiten und den Abschäfften nachtheilig, der Freiheit, den Liberalen oder gar den Deutschkatholiken günstig lauten oder gegen sie erhobene Anschuldigungen widerlegen. Selbst den historischen Namen, diesen großen und merkwürdigen historischen Namen, wollte dieser Censor lange Zeit, so weit seine despotische Macht reichte, durch Censurstreich aus unserer Weltgeschichte streichen! Die Auszüge aus dem mit babischer Censur gedruckten meisterhaften Schrift von Gervinus streicht dieser Censor auch Angesichts des versammelten babischen Landtags von oben bis unten, während sie überall in andern deutschen Zeitungen zu lesen sind. Selbst das höhere Behörden periodisch oft fünf Sechstheile der willkürlichen Censurstreiche als absolut willkürlich wieder aufhoben, — aufhoben freilich, wenn es für die Zeitungen zu spät ist, — dies verhindert weder den despotischen Censor, seine Censurstreiche ganz in derselben Weise fortzusetzen, ja selbst die von höherer Behörde freigegebenen Stellen aufs Neue zu streichen — noch bestimmt es irgend die höhere Behörde, den Rothruf der Schriftsteller und Zeitungsredactoren zu hören und sie von diesem spanischen Inquisitionsdruck zu befreien. Herr Regierungsdirector Schaaff wird auch jetzt wieder, wie auf dem vorigen Landtage, unsere Klagen zur Wahrung unseres unterdrückten heiligen Rechts durch eine öffentliche Lobrede auf den ihm untergebenen Urheber dieser Unterdrückung beantworten. Meine Herren, was sind denn Verfassungs-eide der Minister und Beamten und Verfassungsrechte der Bürger, was die Jahrzehnte hindurch sich stets erneuernden Bitten der Schriftsteller, der Landstände, wenigstens um Achtung desjenigen Theiles des Verfassungsrechtes, welches uns die Übermacht des Bundes nicht entriß? — Ja — ich darf nicht ansehen, diese Wahrheit zu sagen — selbst die Anstellung und wenigstens die Befassung des Herrn von Uria als Censor in der ersten Hauptstadt des Landes, so wie die Anstellung und Befassung des Herrn von Littersdorf, dessen ganze Wirksamkeit der Ausdruck der Verungschätzung und des Hasses der Pressfreiheit wie der Volksfreiheit ist, seine Anstellung und Befassung als Bundestagsgesandter, erscheint mir fast als eine Verhöhnung aller unserer bisherigen und zukünftigen Bitten um Pressfreiheit und Censurmilderung. So lange unsere Regierung diese Bitten um Pressfreiheit mit solchen Besetzungen beantwortet, werde ich mich nicht mehr überwinden können, um dieses unser höchstes Recht zu bitten. Doch, als wäre es noch nicht genug mit solcher empörenden Wahrheitsunterdrückung, mußte ihr gegenüber auch noch eine positive Beförderung und Begünstigung — ja leider eine unmoralische und demoralisirte Erkaufung der Lüge von Seiten der Verwaltung Statt finden. Was noch vor Kurzem das französische Ministerium als den verläumberischen Vorwurf einer Unwürdigkeit von sich zurückwies und thatsächlich widerlegte, daß es liberale Blätter zu strafen und ministerielle Blätter und Zeitungs-Redactionen dadurch zu erkaufen und zu verbreiten suche, daß es den ersteren öffentliche Anzeigen entziehe, um sie den letzteren zu ertheilen — das geschah in Mannheim in besonders empörender Weise. Das „Mannheimer Journal“ hatte an dem Obergerichts-Advocaten v. Strube einen zwar liberalen, aber entschieden geselligen, an den Grundlagen der Bundes-Acte und der Verfassung festhaltenen Redacteur, einen Mann außerdem von allgemein geachteter Sittenstrenge und Reinheit des Characters erhalten. Deshalb mußte die Redaction — ja nicht bloß sie, sondern die wohlthätige Anstalt des katholischen Bürgerhospitals dem das Eigenthum der Zeitung zusteht, gestraft werden. Der seit 43 Jahren, vor der Zeit der babischen Herrschaft, bestehende ungestörte Besitz der öffentlichen Anzeigen wurde diesem in der Stadt und der Provinz

am meisten gelesenen Blatte entzogen — um sie zu ertheilen — dem „Mannheimer Morgenblatte“, jenem jesuitisch-absolutistischen Blatte, welches wegen seiner unwürdigen rohen Schmähungen und Verleumdungen gegen die liberalen Bürger und Volksvertreter die moralischen Gefühle der Bürger so sehr beleidigt, daß es, obgleich die Regierung dasselbe unentgeltlich austheilt und durch die Post versenden läßt, fast keine Leser mehr fand. — Diesem Blatte wurden zur Belohnung und zur Aufmunterung ähnlicher Unwürdigkeiten in anderen Zeitungen und um den Bürger jetzt zur Anschaffung desselben zu zwingen, die Anzeigen übergeben und es zum Local- und Provinzialblatte gemacht. Wie ist es zu verwundern, wenn solche unglückliche Regierungsmaßregeln, solches Belohnen und Erkaufen der Lüge, in Verbindung zumal mit der bespöttlichen Unterdrückung der Wahrheit, in der achtbaren Bürgerschaft der Stadt Mannheim, ja bei allen würdigen Bürgern des Landes eine tiefe moralische Entrüstung erwecken! Heißt das die Achtung, den Segen und den Frieden des Landes in unserer außerordentlichen Zeit fördern? Sollte ich weiter gehen in beipielsweiser Darstellung von Wahrheits-Unterdrückung, Mißhandlung des heiligen Verfassungsrechtes der Pressfreiheit nach beklagenswertheften Maximen, vielleicht mehr auswärtiger als einheimischer Politik, nach Maximen, die wohl landes- und bundesverfassungswidrigen Äußerungen, nimmermehr aber dem Grundvertrage des Landes und unserer Verfassung entsprechen. Ich will es nicht, und will nur erinnern an die in unserer letzten Sitzung erwähnte, eben so unerhörte als verfassungswidrige Unterdrückung einer ganzen Verhandlung und selbst des Kammerbeschlusses in unsern Protocollen, — an die beklagenswerthe Politik, die so den gemäßigten Klagen der Volksvertreter über großes Unrecht nur durch neues Unrecht zu begegnen weiß, die durch solche Unterdrückung ein Unrecht, über welches bereits die öffentliche Stimme und das strafende Urtheil des In- und Auslandes mit Entrüstung sich aussprach, der civilisirten Welt verbergen zu können wähnt! O, der beklagenswerthen Politik, welche immer und immer wieder in würdiger Nachgiebigkeit gegen fremde Cabinetpolitik und ihre Befehle die beschwornen Rechte der Bürger, die Ehre des Landes, ihre und aller Rechtlichen theuersten Interessen zum Opfer zu bringen bereit ist! — Und wie in diesem beklagenswerthen freiheitsfeindlichen Systeme Schuld an Schuld sich reihe: — die Herren Minister versicherten uns heilig, daß jene geheimen Beschlüsse von 1834 nimmer und nimmer zur Verletzung unserer Verfassungsrechte angewendet werden sollten; aber ist denn nicht selbst jene beispiellose Unterdrückung einer ganzen öffentlichen Kammerverhandlung und ihres Beschlusses in unserm Protocolle eine Anwendung dieser Beschlüsse? Sehen wir solche Anwendung nicht überall vor uns? Betrachten wir nun nach dieser Etnen gränzenlosen Polizeiwillkür gegen die verfassungsmäßige Freiheit der Presse oder der öffentlichen Wahrheit — die Polizeiu-terdrückung anderer Verfassungsrechte. Der § 13 der Verfassung heiligt die volle persönliche Freiheit und das Eigenthum aller Badner, so wie § 17 als besondern nächsten Ausfluß der persönlichen Freiheit auch die Pressfreiheit, so der § 18 noch besonders die Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit aller Badner und zwar wörtlich auch ihre Freiheit oder den Schutz in Beziehung auf die Art der Ausübung der Gottesverehrung. Schon der § 1 hatte Baden als einen Theil vom deutschen Gesamtwaterlande anerkannt und dem Badner also auch die in der Bundesacte § 18 enthaltenen nationalen deutschen Bürgerrechte, somit auch das Recht, in jedem deutschen Lande Grundeigentümer zu werden, also noch viel mehr, in demselben sich vorübergehend aufhalten zu dürfen, auf's Neue verbürgt. Zur persönlichen Freiheit, d. h. dem verfassungsmäßigen Rechte der Bürger, mit ihren geistigen und körperlichen persönlichen Kräften alles zu thun, was nicht rechtsverlegend oder durch Verfassungsgesetz verboten ist, gehört als eines der wichtigsten auch das Vereinigungs- oder Associationrecht.

Dieses für alle menschliche Entwicklung wesentliche Recht hat die Verfassung, wie auch das gleich unfreitbare Recht der mündlichen Mittheilung oder Belehrung oder das Recht des Lesens und Verbreitens unverbotener Bücher, oder das Petitionsrecht nicht besonders hervorgehoben. Da es aber durch frühere Polizeiverordnungen beschränkt worden war, so sanctionirte es, auf die erhobenen Beschwerden der Stände, das Associationsgesetz von 1833 noch ganz ausdrücklich und allgemein. Dieses erlaubt nur ausnahmsweise der Staatsregierung, also dem Staatsministerium, solche Vereine, welche dasselbe auf die Verantwortlichkeit der unterzeichneten Minister als dem Staate gefahrdrohend anerkannt hat, wieder aufzulösen. Präventivverhinderung, ähnlich der Censur, ist dem Gesetze fremd und vollends ein das Recht geradezu aufhebendes Belieben unterer Polizeistellen, ihnen mißfällige Vereine zu verbieten. Und nun, wie hat die Polizei diese in der Verfassung, welche von den verantwortlichen Ministern und Beamten beschworen ist, geheiligte Recht geachtet? Ich will Sie nur erinnern an allen Gewaltmißbrauch der Polizei gegen persönliche und Eigenthumsfreiheit, gegen das Petitions- und Associationsrecht, den wir auf den früheren Landtagen, wiewohl vergeblich, beklagt haben. Auch in dieser Beziehung wähle ich Vorgänge in der ersten Hauptstadt des Landes. Einestheils sind diese bekannt und weniger einer besondern Beweisführung bedürftig. Sodann werden Sie mir zugeben, wenn in der Stadt einer so intelligenten Bürgerschaft, welche ungebührliche Übergriffe der Polizei leichter erkennt, zu verhindern und zu rügen weiß, so schreiende Verletzungen vorkommen, daß alsdann vollends die Bürger und ihre Verfassungsrechte im übrigen Lande noch weit hilfloser der despotischen Polizeigewalt unterliegen. Ich theile Ihnen die Mannheimer Polizeiklagen, mit den durch alle späteren mündlichen und gedruckten Nachrichten völlig bestätigten Worten der 85 Bürger mit, welche den Gemeinderath zur Versammlung des großen Bürgerausschusses aufforderten, damit Petitionen an die Regierung und an die Stände um Rechtsschutz gelangen möchten. (Der Redner verliest die Eingabe und fährt fort:) Und nun, meine Herren, was erfolgte? — Als Gemeinderath und Ausschuß, den Bürgermeister an der Spitze, zusammentraten, erging ein neues, absolut willkürliches Verbot auch gegen diese Versammlung. Einzelne Bürger durften nicht zusammentreten, um ihre Klagen gegen die despotischen Rechtsunterdrückungen der Herren v. Uria, Kiegel und Schaaff an die Regierung und an die Kammern zu bringen; die Gemeindebehörden dürfen es auch nicht. So ist der Mannheimer Polizeidespotismus mit seinen Agenten ja vortrefflich geborgen! Und wie erging es jener Gemeindeversammlung zur Berathung und Entwerfung der Beschwerde an Regierung und Stände? — Dieser, doch sicher nicht staatsgefährliche Verein wurde verboten, weil er sich mit angeblich außerhalb der Competenz der Behörde liegenden Gegenständen befasse! — Meine Herren, Sie werden über diese Sache noch weitere Aufschlüsse erhalten; aber schon jetzt wissen Sie, daß wir hier in diesem Saale mehr wie hundert Mal Petitionen von Gemeinderath und Ausschuß über Pressfreiheit und andere allgemeine Angelegenheiten erhalten haben, und nie wurde ein Zweifel über das Recht der Gemeinden laut, sich zur Abfassung solcher Petitionen zu versammeln. Dies hat auch Minister Winter, der Gründer der Gemeindeordnung, klar ausgesprochen in vielen Stellen seiner Vorträge, unter andern mit den Worten: „Es ist ganzen Gemeinden gesetzlich erlaubt, ihre Wünsche und Bitten an die Kammer zu bringen.“ — Das Recht der Gemeinde ist klar. Wäre sie aber auch im Irrthum gewesen, so war eine Zurechtweisung oder eine Ordnungsstrafe das Höchste, was sie zu gewärtigen hatte. Aber was geschah! Die Gemeindebehörde, der Senat einer großen Stadt, ist in ihrem gewöhnlichen Locale gesetzlich oder ordnungsmäßig versammelt, um friedlich innerhalb ihrer Competenz zu berathen, ohne Waffen, mit dem erklärten Willen, keiner Gewalt irgend einer Art sich zu widersetzen.

Dies sieht die kolossale Phantase des Herrn Stadtdirectors und des Herrn Regierungsdirectors als eine aufrührerische Pöbelmasse an, der man mit der Aufrühracte mit Genod'armen, Dragonern, mit Militär und General entgegen treten, die man mit blutiger Gewalt aus einander sprengen müsse! — Diese Sache hat eine komische Seite. Meine Herren, Sie sehen hier eine Reihe dieser gefährlichen Aufrührer, dieser Feinde des Friedens, dieser Rebellen der Stadt Mannheim in unserer Mitte. Hier unseren Alterspräsidenten mit dem ehrwürdigen grauen Haupte . . . Und dort, mir gegenüber, sitzt der Held, der Friedensstifter, der Retter von Mannheim, welcher dem Staate die bedrohte Stadt erhalten und den Aufruhr glücklich gedämpft hat. (Bewegung. Schaaff erhebt sich;) und sie Alle sitzen hier friedlich beisammen. — Aber die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite; — schon dadurch, daß die hohe Amtsgewalt eines Regierungsdirectors, daß die Militärgewalt, General, Officiere, Regimente zu einem Possenspiel mißbraucht werden können. Aber wie, wenn die Gemeindebehörden einen Schritt weiter gegangen wären, wenn sie ihrem SitzungsSaale, wo sie die Polizei ausüben, von ihrem Rechte, der unbefugten Gewalt wenigstens passiven Widerstand entgegen zu setzen, Gebrauch gemacht und den Saal nicht geräumt hätten? Wenn sie die Bajonette, die sie vor der Thüre blinken sahen, abgewartet hätten? Oder wenn sie oder irgend ein Bürger, das Recht des gesetzlichen Widerstandes gegen durchaus ungesetzhliche Gewalt geübt, wenn eine gerechte Entrüstung das Volk erfaßt hätte? — Sollte dann ein solcher kolossaler Mißgriff der Polizeigewalt Mannheim und das Land mit Leipziger Blutscenen bestrecken! Will man denn durchaus den Bürger gegen die Regierung reizen! Oder will man den Bürger schrecken! Ist dazu unser Militär, dazu die Macht der Verwaltung bestimmt! — Doch, Sie werden später auf diese Vorfälle zurückkommen, und von der Regierung Genugthuung für die schwer mißhandelten Rechte der Bürger verlangen. Gewiß aber ist es, daß, wenn man die Polizei von einer Verletzung zur andern, gegen die Gewissensfreiheit und die bürgerlichen Rechte bis herab gegen die körperliche Freiheit schreiten sieht, es Einem vorkommen muß, als sei die Polizei betrunken geworden (der Präsident erklärt diesen Ausdruck für unanständig. Welcker: Sage mir der Herr Präsident einen bessern für das Benehmen der Polizei. Ich ehre übrigens seine Stimme). Damit Sie aber nicht glauben, diese Schrankenlosigkeit der Polizei beschränke sich auf Mannheim, so blicken Sie herum, meine Herren, im übrigen Baden. Überall stoßen Sie auf ähnliche Excesse. Ich will Ihnen nur beispielsweise einen Vorgang aus dem benachbarten Heidelberg mittheilen, der bildungsreichsten Stadt, wo die Beamten sich strenge an das Recht halten sollten, um der leicht aufbrausenden Jugend ein gutes Beispiel zu geben. Von dem ganzen Übermaß von Polizeigewalt, womit hier das verfassungsmäßige Wahlgeschäft geleitet wurde, — wie denn Jedermann schon weiß, daß das Amt dort offen Partei ergriffen hat — werden Sie in spätern Verhandlungen Kenntniß erhalten. Für jetzt nur so viel, daß dort eine von der Wahlcommission verfassungsmäßig angeordnete Urwahl von einem Tage, wo alle Wähler erscheinen konnten, durch Amtsbefehl auf einen andern Tag verlegt wurde, wo Viele, nämlich die Schiffer, in der Regel von Hause abwesend sind. Da wurde einem Stiftungsvorstande die regelmäßige jährliche Versammlung der Mitglieder zur Rechnungsablage verboten. Da wurden Wähler, die auf einem mit Lanneneis geschmückten Wagen in die Stadt fuhren, um Geld gestraft und zwei weiß gekleidete Knaben, die mit roth und gelben Fähnlein vorn auf saßen, mit Einsperrung bedroht; man wußte, daß diese Wähler liberal stimmen würden. Da wurde ein Mann, auf die grundlose Anschuldigung, er habe einen Andern mit der Pistole bedroht, in das Gefängniß geworfen, ohne Zeugenabhör, und obgleich sich herausstellte, daß kein wahres Wort an der Sache war; dem Sohne, der, über die Behandlung seines

Vaters entrüstet, eine Eingabe an das Amt einreichte, wird wegen zu starker Ausdrücke der Prozeß gemacht. Da wird ein Mann wegen Vertheilung einer Flugschrift, die kein Vergehen enthält, gegen Recht und Gesetz zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt. Wie steht es nun mit der bürgerlichen Freiheit bei solcher Polizeigewalt, zumal da die öffentliche Scham täglich tiefer sinkt und solche Mißgriffe nicht öffentlich gerügt werden dürfen? Werden Sie mir den Recurs von dem Amt an die Kreisregierung entgegen halten, wo es natürlich ist, daß die obere Verwaltungsbehörde ihre Unterbehörde nicht gern sinken läßt, daß also die Bürger meist Unrecht behalten; was ist besonders in neuester Zeit zu erwarten, gar noch in Wahlsachen, wo die Beamten Partei nehmen, und über die Klagen ihrer politischen Gegner entscheiden sollen, jetzt, wo selbst die Gemeindebehörden nach der politischen Parteiliebe gewählt werden. Da sitzen sie, diese Herren Beamten, die wir im feindlichen Lager zu treffen gewohnt sind! — Doch auch die Aussicht auf militärische Execution und Aufrühracte fehlte in Heidelberg nicht; wenigstens im verjüngten Maßstabe sollte die große Mannheimer Scene erneuert werden. Als auf höhere Entscheidung der Wahlcommission und zunächst ihrem Vorstande, dem Bürgermeister, aufgegeben wurde, die Wahlzettel zu zeigen, da bedrohte der Herr Amtsvorstand denselben nicht bloß mit der scharf gerüsteten Gensd'armrie, sondern auch mit dem auf's Schnellste von Mannheim zu requirirenden Regimente. Militärische Polizei und ein Polizeibeamter mit der Aufrühracte verfügte sich in das Rathszimmer. Dort war der Bürgermeister ganz friedlich mit einigen Gemeinderäthen. Keine Spur eines Aufstuhes im Saale, keine Ansammlung von Bürgern auf der Straße. Statt daß anderwärts, in freien Ländern, bei Wahlen das Militär entfernt wird, so wurden hier die scharf gerüsteten Gensd'armen und die Aufrühracte ins Mittel gezogen, und, wissen Sie, gegen wen? — gegen des alten Winter ehrwürdiges Haupt! (Lieser Eindruck.) Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich mit irgend persönlich gereizter Stimmung diese Mißgriffe erzähle. O nein, meine Herren — ich als Liberaler, alle Liberalen, der Liberalismus, wir gewinnen durch sie; wir haben keine besseren Freunde, als die Herren von Blittersdorf, v. Uria, Schaaff, Kiezel, Böhme; sie machen Hunderte zu thätigen Liberalen, die vorher mit der Ministerialpartei hielten. Aber wahrlich, für die Regierung kann es doch nur höchst gefährlich und verderblich werden, wenn ihre Beamten gegen sie aufregen, sie in einer verfassungswidrigen, geschäftigen oder gar lächerlichen Gestalt erscheinen lassen. Solche Mißstimmung durch Beamte, wie der Heidelberger Amtsvorstand, wird vermehrt, wenn man sieht, wie sie das, was wirklich der Ehre, der moralischen Achtung der Regierung und der Moralität der Bürger schadet, überall völlig ungerügt lassen, ja oftmals es zu fördern und zu begünstigen scheinen. Sie wissen, fast keine Wahl kommt bei uns vor, wo nicht gegen die öffentliche Moral und die Verfassung, bestechende Versprechungen und Drohungen der Amtsbeförderung oder Amtsentziehung, der Strafanlagen, der Zuthellung von Amts- und Gerichtsstellen, als angeblich von den Beamten, von hochgestellten Personen ausgehend, herumgetragen werden. Es wäre heilige Pflicht der Regierung, die Verbreiter solcher schändlichen Gerüchte entweder wegen beleidigter Amts- und Majestäts-ehre oder wegen Bestechung in Untersuchung und Bestrafung zu nehmen. Hundert andere durch Inquisition und Staatsanwalt begonnenen Prozesse könnten süglich wegfallen; einige Prozesse der bezeichneten Art würden dagegen unermesslich wohlthätig wirken und diesen ganzen Scandal beseitigen. So aber — bleibt er; viele Bürger glauben an die Immoralität der Regierung und lassen sich einschüchtern oder bestechen, um gegen ihr Gewissen zu handeln. Lassen Sie mich zuletzt berühren die betrübende Gehässigkeit und Verfolgung, welche die Staatspolizei gegen die verfassungsmäßige Gewissens- und Religionsfreiheit der Bürger in Beziehung auf die deutsch-katholische

Kirche ausgeübt hat. Es ist Ihnen dies bekannt, — bekannt auch die Suspendirung des Herrn-Professor Schreiber in Freiburg, dem um seines Glaubens willen das Lehramt entzogen wurde. Ich will hier nicht tiefer in diese Materie eingehen; aber sicher mußte es jeden Badener betrüben, in dieser Beziehung liberaler als Preußen, Hessen, Braunschweig und Württemberg zu sehen. Ganz besonders bedenklich aber mußte uns diese Erscheinung berühren, da wir sie mit dem unglücklichen Systeme in Verbindung gebracht sehen, welches wir auf derselben Stelle mit dem Ministerium Wittersdorf bestritten haben. Es war jenes System des despotischen göttlichen Rechts, das mit dem Schiboleth „Thron und Altar“ eine Allianz der weltlichen und geistlichen absolutistischen und aristokratischen Gewalt zu gründen und die Menschen zu unterdrücken sucht, welches nach dem Glauben verfähret: seid ihr dumm und blindgläubig in der Kirche, so werdet ihr es auch im Staate sein und umgekehrt. So hat man in einem Lande, welches die aufgeklärteste katholische Geistlichkeit und Bevölkerung in Deutschland hat, nicht zur Zufriedenheit, sondern zu der höchsten Unzufriedenheit derselben, künstlich eine ultrarömische, friedenstörende Partei erst erschaffen, fert und fort begünstigt und die liberalen Katholiken zurückgesetzt, die Lehrfreiheit auf der Unversität aufgehoben, die Lehrer der katholischen Moral und des Kirchenrechtes, die Stützen eines freieren Systems gegen den Ultramontanismus — entfernt und die Unversität trotz aller Geldspenden so ruiniert, daß neulich ein Professor am Grabe seines Collegen offen erklärte, es sei kein Wunder, wenn die Professoren in Freiburg geistig und körperlich zu Grunde gingen. So ärntet man die Früchte, welche man selbst gesäet hat. Für Baden aber muß dieses System doppelt verderblich wirken. Es beleidigt die aufgeklärten Geistlichen, wie die von allen Seiten durch den Jesuitismus umgarnen Bürger, und widerspricht der Geschichte der Kirchenprovinz, wo stets eine freie Richtung herrschte. So, meine Herren, hoffe ich, Ihnen den Antrag gerechtfertigt zu haben: Die Kammer möge beschließen, daß in den Abtheilungen eine Commission ernannt werde, um eine Adresse an Se. k. Hoh. den Großherzog zu entwerfen, in welcher auf angemessene Weise auf die Gefahren des bisherigen ministeriellen Systems und auf die Nothwendigkeit einer vollkommenen Verwirklichung und Beschützung aller verfassungsmäßigen Rechte der Bürger hingewiesen wird. Meine Herren! das Nichtverfassungsmäßige des gegenwärtigen Systems habe ich Ihnen, wie ich glaube, zur Genüge nachgewiesen. Eine willkürliche, eine gränzenlose Polizeigewalt — hier das System jenes göttlichen Rechtes, welches die Revolutionen von England, Frankreich und Spanien herbeigeführt, dort durch die rein despotische Praxis gestützt und genährt, umgarnet und vernichtet von dem Helligthume der Gedanken-, Gewissens- und Wahrheitsfreiheit bis zur körperlichen und Eigenthumsfreiheit alle Rechte der Bürger, und droht endlich, alle Verfassungsrechte sammt der öffentlichen Moral und dem Thron in ihren unheilvollen Schlund zu ziehen. Die furchtbare Gefahr dieses Systems liegt vor Augen. Entweder siegt es, dann wird das Volk elend, verachtet, eine Beute der Feinde. Oder es siegt nicht, dann führt es zu Revolutionen, wenn die Regierungen nicht zeitig das Recht des Volkes auf freie, ungehemmte, gesellige Entwicklung anerkennen und achten. Wir wollen keine Revolution. Wir wollen die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger wahren und der Regierung helfen, sie bitten, uns zu helfen, Revolutionen zu vermeiden auf dem einzig möglichen Wege: dem der naturgemäßen Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit von Baden und Deutschland; darum unterstützen Sie meinen Antrag.

Nach einigen sehr geringen Explikationen wird der Antrag angenommen, ebenso der des Abgeordneten Pfarrer Zittel auf Religionsfreiheit. Dazu muß ich bemerken, daß das Ministerium schon früher den Erlaß des Bischofs wegen der gemischten Ehen

für ungültig erklärt hat; die Pfarrer als bürgerliche Beamte sollten nach den Landesgesetzen gehen und sich aller Einwirkung auf Brautleute, Kinder und Verwandte enthalten. — Der Minister des Innern, Staatsrath Nebelius, soll nach allen diesen Vorgängen geneigt sein, sein Amt niederzulegen. Er entschuldigt den Umstand, daß er nicht alle Akten des Ministeriums selbst unterzeichne, mit seinem Augenübel. Es liegt aber auf der Hand, daß Kammer und Land sich nicht daran kehren können.

Schweiz. In Zürich, wo bislang der Name „Kommunist“ ebenso verkehrt war, wie bei uns, ist der jetzt politisch radikale „Asterbote“ zu einen sozialistischen „Noth- und Hülfablatt“ umgewandelt, wenn auch der Redakteur sich über die Aufgabe des Sozialismus noch nicht ganz klar zu sein scheint. Aber Etwas ist besser, als Nichts. Die „Eidgenössische Zeitung“, das Organ der Konservativ-Liberalen, d. h. der Reaktionäre (Herrn Bluntschli und Comp.), schlug alsbald großen Lärm, um dem Volke sagen zu können: Seht ihr, das kommt von einer radikalen Regierung, setzt uns doch wieder auf die Sessel! Sie verlangte, man sollte kurzweg alle sozialistischen Zeitschriften und Vereine verbieten. Diese Blamage dünkte der radikalen Regierung doch zu stark, obgleich auch sie dem Kommunismus von Herzen Gram ist. Die liberalen Blätter wissen noch nicht recht, wie sie sich bei der Affaire benehmen sollen und schweigen deshalb vor der Hand. — Die Regierung der Waadt hat sich nicht irren machen lassen durch die Demonstration der Geistlichkeit; die auf ihrer Entlassung beharrenden Geistlichen sind ohne Weiteres verabschiedet und sollen ihre Prunden sogleich verlassen. Der abgehende Präsident des Großen Rathes zu Zürich, Herr Dr. Bluntschli, der warme Freund alles lutherischen und katholischen Muckerkthums, der Verehrer der Jesuiten, wollte sich in seiner Abschiedsrede noch eine Güte thun, und verglich deshalb diese Waatländische Kirchenangelegenheit mit den Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern. Ob dieser kolossalen Phantasie beauftragt der Große Rath der Waadt den Regierungsrath, von der Züricher Regierung Genugthuung zu verlangen. Diese entgegnet, Herr Bluntschli könne seine Meinung sagen, wenn sie auch noch so confus wäre; übrigens theile sie der Große Rath keineswegs, die Rede würde auch nicht einmal in's Protokoll aufgenommen.

Belgien. Noth an allen Ecken und Enden in diesem blühenden Industriestaate, in dem reichen Flandern! Die Bettler scharen sich nicht allein zusammen, um einzeln liegende Pachthöfe zu Almosen zu zwingen; nein, es werden auch fortwährend in Gent, Brügge, Courtray, in Westflandern Diebstähle in Banden verübt; sie sind hauptsächlich gegen die großen Borrathshäuser gerichtet, welche vollständig gefüllt sind. In Brüssel wird unausgesetzt für die Armen Komödie gespielt, musiziert und getanzt. Aber die Bereitwilligkeit der Armen, ihren armen Brüdern beizustehen, hat sich einigemal glänzend gezeigt. Obgleich von den Soldaten über unzureichende Ration geklagt wird, so haben doch schon mehrmals, neulich wieder in Lüttich, die Regimenter die Hälfte ihres Soldes zum Ankauf von Brod für die Armen überlassen. Bravo! Das ist mehr, als wenn reiche Leute hundert oder tausend Thaler schenken, was die Zeitungen dann schleunigst ausposaunen. Dort ist wirkliche Aufopferung, hier vielleicht mehr Furcht, als guter Wille. — In Charleroy wird ausdrücklich allen Salkernbeamten, Faktoren, Werkmeistern u. verboten, sich in irgend einer Art mit dem Handel abzugeben. Diese Maßregel wird dem einfachen Arbeiter wenigstens erlauben, seinen freilich immer noch kärglichen Lohn vollständig zu genießen, während er früher oft genug Waaren dafür erhielt. — Die Verhandlungen der Kammer sind ein zu unerquicklicher Abklatsch der französischen, als daß man sich damit befassen könnte.

Frankeich. Aus Lyon schreibt man: „Die Furcht vor Kommunismus läßt die Regierung selbst gegen nützliche Verbindungen strenge einschreiten. Vor Kurzem

verhasstete man Theilnehmer eines Lesekabinetts, welches gegründet war, um die Arbeiter von zu häufigen Besuch des Wirthshauses abzuhalten. Die Furcht vor Kommunismus wird zur Furcht vor der Bildung der arbeitenden Klassen.“ Sehr wahr! Und diese Frucht theilt die Bourgeoisie reblich mit der Regierung; sie ist unerbittlich, wenn das Eigenthum mit in die Diskussion gezogen wird, wie die „Nachener Zeitung“ das ganz richtig hervorhob, als man in Spanien Preservergehen den „besitzenden“ Geschworenen entzog. Kürzlich stand Herr Lerzon, Redakteur der „Rechte des Volks,“ vor Gericht. Der Ankläger sagte: „die radikale (d. h. kommunistische) Partei stellt 2 Klassen einander feindlich gegenüber; sie reißt die Wunde auf, statt sie zu lindern; sie will die Eigenthümer aus ihrem Erbe verjagen.“ Man denke sich den Schrecken der Geschworenen, die sämmtlich Eigenthümer sind; übrigens hat die Anklage Recht, die anderen Partheien reißen die Wunde nicht auf, sie lindern sie freilich auch nicht, sondern lassen den Eiter sich nach innen senken. Herr Lerzon mag sagen, so oft er will, er sei nicht Kommunist, sondern ein progressiver Christ, er wird doch von den besitzenden Geschworenen verurtheilt, weil er Haß und Verachtung gegen die Regierung und Zwietracht unter den Ständen der Gesellschaft erregt habe. — Wie der Jury die Verletzung des Eigenthums über Alles geht, mag folgender Fall beweisen. Eine Jury verurtheilte einen Raubmörder zum Tode; das mag sein, da es nun einmal nicht anders ist. Aber Tags zuvor hatte dieselbe Jury zwei Vatermörder für schuldig mit milderen Umständen erklärt, so daß sie der Todesstrafe entgingen. Also Raubmord über Vatermord! Der Raubmörder übrigens ganz ein Kerl wie der Schulmeister in den Geheimnissen von Paris, warf diesen Widerspruch der Jury ganz humoristisch vor und trug auf Kassation seines Urtheils an. — Die Nase der Gerechtigkeit ist noch immer von Wachs. Ein betrügerischer Bäcker zu Paris, welcher durch Bleigewichte an seiner Waage die Armen vielleicht um mehrere tausend Francs betrog, wird zu elf Fr. Buße ohne Gefängniß verurtheilt. Hätte ein armer Teufel aus Hunger ein Brod gestohlen, so hätte er 3 Monate Gefängniß bekommen. —

Großes Skandal hat der Streit des Professor Quinet mit Herrn Salvandy, dem Kultusminister, erregt. Quinet, der bekannte Jesuitenfeind, kündigt an, er werde lesen „über die Literatur der Völker des Südens in ihrem Verhältniß zu deren Institutionen.“ Herr Salvandy behauptet, Quinet sei nur für die Literatur des Südens angestellt, habe mit den Institutionen Nichts zu schaffen; er streicht deshalb den Nachsatz des Programms. Quinet, den die Universität schon einmal gegen den Vorwurf der Überschreitung seines Programms in Schutz nahm, wird nun gar nicht lesen und Herr Salvandy hat einen gewaltigen Choc der Oppositionspresse wegen dieser Verletzung der Lesefreiheit, dem Klerus zu Liebe, auszuhalten gehabt. — Die französischen Maurer fordern den Groß-Orient auf, künftig keinen preussischen Maurer in französischen Logen zuzulassen, weil man in den preussischen noch immer die Juden ausschließt. —

Unter dem Namen der vereinigten Industrien hat sich eine Gesellschaft mit einer Million Kapital gebildet, welches in 40000 Aktien zu 25 Fr. getheilt werden soll. So sollen die Arbeiter nicht mehr Lohnarbeiter, sondern Gesellschaftsmitglieder sein. Solche vereinzelte Versuche im Kleinen scheitern nur gar zu leicht, weil sie die Konkurrenz mit dem großen Kapital, den Kampf mit dem Egoismus ihrer Umgebung nicht aushalten können.

Die Kammern sind eröffnet; die außerordentlich farblose Thronrede fließt über von herzlichem Einverständnis mit England und namentlich vom wachsenden Nationalreichtum, von dem sich unter allen Klassen verbreitenden Wohlstande. Und daneben

ertönen in allen Kirchen Aufforderungen zur Abhülfe der gränzenlosen Noth, danken ist im 12. Arrondissement von Paris der 5. Bewohner hilflosbedürftig und der Arme erhält monatlich — 2 Kilogramm Brod! Es ist zum Erbarmen!

England. Das Ministerium Peel hatte abgedankt; Lord Russell wurde zur Bildung eines neuen Cabinets berufen. Daß die Korngesetze abgeschafft werden sollen, das steht fest, es kommt nur darauf an, wer sie abschaffen soll. Russell oder die Whigs fühlten sich der Aufgabe nicht gewachsen; sie traten ab und überließen Peel den Kampfplatz. Aber weder Peel, noch Russell, die gemäßigten Fraktionen der beiden aristokratischen Partheien Whigs und Tories, werden den Widerstand der hohen Aristokratie gegen die Abschaffung der Korngesetze überwinden. Die Parteien der Whigs und Tories treten jetzt in den Hintergrund. Drei Parteien schreiten über sie weg: 1) Die Antikornlaw League, die ökonomischen Liberalen, unter Cobden und Bright, die hohe und reiche Bourgeoise, die Fabrikanten, welche vor Allem die Korngesetze stürzen wollen, um mit dem Auslande noch siegreicher zu konkurriren. 2) Die radikale Partei unter James Sturge, die kleine Bourgeoise, welche außer Abschaffung der Korngesetze allgemeines Stimmrecht fordert, aber nur Bedeutung hat, wenn sie sich der ersten Partei anschließt. 3) Die Chartisten unter Feargus O'Connor, die Masse der Arbeiter, welche das allgemeine Stimmrecht nur als Mittel zu sozialen Reformen will, wie denn ihre Wortführer fast sämmtlich Communisten sind. Ohne Cobden in's Ministerium zu nehmen, wird Sir Robert Peel die Korngesetze nicht stürzen, wenn er es vielleicht noch einmal mit einem gemäßigten Toryministerium versucht. Aber auch mit Herrn Cobden allein wird er nicht zum Ziele kommen; wenn die League auch über große Geldmittel disponirt, so ist sie doch unter den Arbeitern, der mächtigsten Klasse Englands, durchaus unpopulair. Die Arbeiter opponiren nicht gegen die Abschaffung, sondern gegen die Abschaffer der Korngesetze. Ohne eine chartistische Agitation ist der Widerstand der hohen Aristokratie aber nicht zu beseitigen und so wird Sir Robert nicht umhin können, über kurz oder lang neben Cobden auch den Vertreter der Chartisten im Parlament, Herrn Duncombe, zu das Ministerium zu berufen. Und mit diesem demokratischen Minister ist die Art an die Wurzel des alten englischen Verfassungsbaumes mit allen seinen Privilegien und Monopolen gelegt; dann bricht eine neue Ära für Alt-England an, dann treten die Arbeiter handelnd auf in der Geschichte.

In Irland fahren die geheimen Gesellschaften in ihren Exekutionen fort. Ein Renteneintreiber wurde getödtet, ein Rentmeister schwer verwundet, auf einen Gutsbesitzer French wurde geschossen, weil er verdächtig von Molly Maguire gesprochen hatte. Also offener blutiger Krieg zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen! Dieser Zustand kann nicht andauern. —

Spanien. An vielen Orten gährt es wieder bedenklich; namentlich sträuben sich die Katolonen gegen die Konfiskation und der Generalkapitain Breton kann die Sache trotz aller Grausamkeit nicht recht durchsetzen. Neulich fiel in Barzelona zufällig ein Schuß, indem ein Mann mit seiner Jagdflinte stürzte, und in einem Nu waren 3000 Arbeiter auf der Rambla versammelt. Dieser Vorfall soll den Generalkapitain sehr flugig gemacht haben.

Italien. Der vielbesprochene Besuch des Kaisers von Rußland beim Papste hat denn nun wirklich stattgefunden. Als ihm der Papst die Verfolgungen der Katholiken in Rußland schilderte, soll er mehrmals ausgerufen haben: Das ist unmöglich! Er versprach strenge Untersuchung; er leitete Unterhandlungen über die Stellung der katholischen Kirche in Rußland ein, aber einen Staat im Staate könne er nicht dulden. Also wird wohl so ziemlich Alles beim Alten bleiben. Die Römer haben den Kaiser

falt aufgenommen. Als er bei der Propaganda anfragen ließ, ob er die Anstalt besuchen könne, erhielt er die trockene Antwort, die Anstalt stände Jedermann offen. — Die Gefängnisse im Kirchenstaate sind mit politischen Gefangenen überfüllt, man fürchtet noch stets einen neuen Ausbruch von Unruhen.

Rußland. Die Noth der Bauern in Polen ist furchtbar, so daß der Kaiser für Jeden monatlich 2 Rubel angewiesen hat; aber, wie es in Rußland so geht, die Beamten zahlen meistens nur $\frac{1}{2}$ Rubel aus und behalten den Rest für sich. In einem andern Theile von Rußland hat der Kaiser der Mißärndte wegen die Aushebung der Rekruten vermindert. Ich sehe nur nicht ein, wie die armen Leute sollen mehr zu essen bekommen, wenn die Zahl der hungrigen Mägen vermehrt wird. — Die Modernisirung der Juden wird radikal getrieben. Für jedes koschere Stück Vieh müssen 21 Rubel an den Staat bezahlt werden; ist es nicht koscher, so wird es verscharrt. Wenn die Juden also sich nicht das Fleisessen abgewöhnen wollen, so werden sie wenigstens auf das koschere verzichten müssen. Wenn ein Kind die ersten 2 Jahr nach der Beschneidung stirbt, so ist der Beschneider verantwortlich dafür und spazirt nach Sibirien. Das ist deutlich! —

Hamburg. Fast hätte ich die freie Republik Hamburg vergessen und sie muß es sich nun gefallen lassen, hinter Rußland zu figuriren. Ich habe allerlei hübsche Dinge von ihr zu erzählen. Zuerst meint der „Beobachter“, alles Elend in der Welt käme nur von der Sittenlosigkeit her und diese müsse durch strenge Kirchenzucht geheilt werden. Wenn man Gefallene nicht am Altar traue, ihnen keinen Stuhl in der Kirche erlaube, sie nur durch Nebenthüren eintreten lasse, so wäre Alles gut auf dieser sündlichen Welt. — Sodann gerieth neulich ein berühmter Mechaniker in gewaltigen Zorn, als ihm ein Kelpporteur des Herrn Schirges Monatschrift „die Werkstatt“ anbot. „Solche gefährliche Blätter, die den Umsturz der bestehenden Gesellschaft prebigten, müßten verboten werden.“ O meine sanfte „Werkstatt!“ Und endlich darf man den Bazar, wo die glänzenden Weihnachtsausstellungen sind, nur gegen ein Entrée von 4 Schillingen betreten. Recht so! Wozu soll man den Armen, die zu Weihnachten, diesem frohen Feste Aller, sich und ihren Kindern doch Nichts bescheren können, noch das Herz schwer machen durch den Anblick aller der für sie ewig unerreichbaren schönen Sachen? Erkennt das Zartgefühl der Republik Hamburg gebührend an! —

Q.

Korrespondenzen.

(* Trier, 18. Okt.) Hier ist das neue Testament, und wir heißen ja Alle Christen. „Wer zwei Kleider hat, der gebe demjenigen eins, welcher keins besitzt; und wer zu essen hat, der thue eben so.“ (Lucas.) „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, weil ihr unter dem Vorwande eurer langen Gebete die Häuser der Wittwen verschlingt, dafür werdet ihr ein strenges Gericht erfahren.“ (Matthäus.) „Ein Ackerbauer, der gut gearbeitet hat, soll den ersten Theil an der Arnte der Früchte haben.“ (Paulus.) „Ich meine nicht, daß die Andern unterstützt und ihr überladen seid, sondern daß, um die Ungleichheit fortzunehmen, euer Überfluß ihrer Armuth zu Hülfe komme, damit eucrer Armuth eines Tages durch ihren Überfluß unterstützt werde, und so Alles gleich gemacht werde, wie vom Manna geschrieben steht: Welcher viel sammelte, bekam nicht mehr als die Andern, und wer wenig sammelte, hatte nicht weniger.“ (Paulus.) „Wenn ihr vollkommen sein wollt, so geht hin, verkauft was ihr habt und gebt es den Armen.“ (Matthäus, Marcus und Lucas.) „Wenn einer eurer Brüder oder eine

eurer Schwestern Nichts hat, um sich zu kleiden, und wenn sie Mangel am täglich Nothwendigen haben, um zu leben, und einer von euch ihnen sagt: Geht hin in Frieden, ich wünsche, daß ihr etwas bekommt, um zu essen und euch zu kleiden, ohne ihnen zu geben was ihrem Leibe nothwendig ist, wozu sollen ihnen eure Worte helfen? So ist der Glaube, wenn er nicht Werke hat, todt an ihm selber.“ (Jacobus.) — „Die Gläubigen waren alle zusammen, und Alles was sie hatten, gehörte ihnen gemeinschaftlich. Sie verkauften ihre Besitzungen und Güter, und sie vertheilten sie unter Alle, je nach dem Bedürfnisse.“ (Apostelgeschichte.) „Die ganze Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, und keiner von ihnen eignete sich etwas von dem an was ihm gehörte, sondern sie brachten Alles in Gemeinschaft. Es gab keine Arme unter ihnen, weil Alle die, welche Ländereien oder Häuser besaßen, sie verkauften und das Geld abliefern. Sie legten es zu den Füßen der Apostel und man vertheilte es, Jedem nach seinen Bedürfnissen.“ (Apostelgeschichte.)

Erhabene Lehren und großartiges Beispiel, leuchtender Beweis, daß die Menschen nicht dem Mammon gehören, daß sie Herzen im Leibe haben, die im Streben nach höheren Gütern den Mammon zu opfern wissen; großartiger Fingerzeig, daß unser Geschlecht nur so lange in niedrigen Begierden und Habsucht am Boden einherkriecht, als es nicht von der Begeisterung der Wahrheit ergriffen einer höheren Befriedigung nachjagt! Es muß das Herz an etwas hängen; sagt mir, woran das Herz einer geschichtlichen Periode hängt, so will ich euch sagen, was diese Periode werth sei.

Betrachten wir jene Lehren und Beispiele genau, so wird uns eine gewisse Einseitigkeit aus ihnen entgentreten, es handelt sich nämlich überall nur vom Genuße, nur vom Bedürfnisse, nur von der Verzehrung, nie von der Arbeit, von der Thätigkeit, von der Erzeugung der Güter. Wie sollte es aber anders gewesen sein in den ersten Gemeinden, in einer Zeit der bloßen Gefühlsinnerlichkeit, in der Zeit des Trostes wider das äußerliche Heidenthum, in der Zeit der Reaction wider die Antike und die schöne Leiblichkeit? Was der Statue gefehlt hatte, waren die Augen, war der Blick; im Christenthum ging das Auge der Menschheit auf, und das Auge ist der Spiegel der Seele. Daß der Mensch eine Seele, eine abgrundtiefe Empfindung, eine unendliche Sehnsucht, daß er Gefühl und Gemüth hat, das ist der welthistorische Sinn des Christenthums, und dieses Gefühl, dieses Gemüth zu weiden, zu befriedigen, zu sättigen, war das Bestreben jener ersten Gemeinden. Im Troste gegen die äußerliche Welt, in der Versenkung in das inwendige Himmelreich der Seele — was sollte man sich noch groß plagen und anstrengen, um des elenden Mammons willen? Verkauft was ihr habt, und gebt es den Armen! Werft euern Besitz zusammen und lebt gemeinsam, kein Streit um heidnische Dinge! Es ist schwerer, daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes eingehe. „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles (die irdischen Bedürfnisse) von selbst zufallen!“

Jede Reaction ist einseitig, man kann nichts in der Welt energisch durchsetzen, ohne einseitig zu werden; wer nicht einseitig werden will, darf gar nicht handeln. Das Urchristenthum war einseitig gegen die äußerliche, wirkliche Welt, es betonte die Seele so stark, daß es den Leib ganz und gar vergaß, es wollte die Angelegenheiten der Leiblichkeit so rasch als möglich, in fliegender Hitze, beseitigen, um sich ganz und ausschließlich mit dem Himmelreich, mit der Seele zu beschäftigen; es dachte nicht an die Production der Güter, deren Consumtion es als ein nothwendiges Übel in den Kauf nahm! Es sprach nicht von der Arbeit. Die Geschichte hat sich dafür schwer gerächt, die Geschichte hat ihrerseits wieder gegen der Seelen Seligkeit reagirt, sie

hat die Menschheit gezwungen, sich um die Erde zu bekümmern, der Erzeugung der Güter obzuliegen; und weil das Christenthum einseitig gewesen war, so wurde auch die Reaction wieder einseitig, das Heidenthum, die Sorge um Selbsterhaltung, um Gewinnst und Reichthum, machte sich neben der christlichen Seligkeit geltend, gegen sie, im Streit mit ihr, der Mensch gerieth in Zwiespalt mit sich selbst, in einen Dualismus und folgerecht in die Heuchelei. Was im Anfang für eine Unmöglichkeit gehalten worden war: "Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon!" das trat dennoch ein, das hat den Inhalt der spätern Geschichte gebildet und alles Elend über die Menschheit gebracht, unter dem wir sie fortwährend seufzen sehen. Gott und der Mammon, Seele und Leib, Innerlichkeit und Auserlichkeit stritten sich um den Menschen, zerrissen den Menschen. Das Urchristenthum hatte die Arbeit vergessen.

Was ist die Arbeit? Ist sie die Verthierung des Menschen, der Feind, den er zu fliehen hat um seiner Seelen Seligkeit willen, beschmußt er sich durch die Arbeit? Nein! — Ist sie eine traurige Nothwendigkeit, etwas vom Schicksal uns Auserlegtes, der Fluch des Menschengeschlechtes, den wir hassen müssen, von dem wir uns rasch und eiligst zu befreien haben, um ganz wieder uns, ganz wieder der Seele zu gehören? Auch nein! — Die Arbeit ist die Heiligung der Wirklichkeit, die Erhebung der Materie, die Durchdringung des Stoffes mit Geist, Herz und Seele, die Arbeit ist die Versöhnungsfeier zwischen den Menschen und der Natur, zwischen Gott und dem Mammon, zwischen Christenthum und Heidenthum. So ergänzt der wahre Begriff der Arbeit jene großartigen Lehren und Beispiele aus grauer Zeit, die der Egoismus und die Hägler bloß einseitig, bloß negativ überwunden hatten, die in der Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Welt den Frieden unter den Menschen herstellen wollten, während es sich darum handelt, den Dingen der Natur ihre ganze Wichtigkeit zu geben, und dann Frieden zu erhalten. Was aber bei dem Genuße das Bedürfniß, das ist bei der Arbeit die Fähigkeit. — (Trier'sche Zeitung.)

(London, den 20. November 1845.) Während Owen in den vereinigten Staaten gegenwärtig Aufsehen macht, indem er die öffentliche Meinung für seine Principien zu gewinnen sucht, während er zu diesem Zwecke in New-York einen Congreß berufen hat, der allem Anscheine nach einer der wichtigsten und interessantesten werden wird, die je in diesen Regionen gehalten wurden, während Alles was wir hier in dieser Beziehung in amerikanischen Blättern lesen, wenigstens auf ein großartiges Interesse deutet, das man dort an der Sache nimmt, während sonach dort jede Hoffnung für Owen's practische Versuche in voller Blüthe steht, sehen wir sie hier gesenkten Hauptes verblüht und entblättert, und wenige vielleicht tragen den Keim einer neuen kräftigen Schöpfung in sich. Der Socialismus selbst hat große Fortschritte gemacht. Er hat sich dem Denkvermögen seiner natürlichen Gegner, der Aristocratie, und ihrer Scribenten, eingeprägt und dasselbe ohne ihr ursprüngliches Wissen und Wollen mobilisirt. Die Tendenz der großen Tagesblätter so wie Alles, was damit im practischen Leben in consequenter Verbindung steht, zeigen dies deutlich, sehr deutlich. Der Socialismus selbst hat also Fortschritte gemacht, aber die Parthei der Socialisten ist zusammengebrochen und auch dies ist ein Fortschritt des Socialismus. Die Owenisten lehrten, man könne durch Gründung von Heimathscolonien der Civilisation so die Concurrenz machen, daß sie untergehen müsse. Sie waren außerdem sehr friedliche Leute die allen Gewaltmitteln entsagen, jeder politischen Bewegung fremd blieben, ja sie bekämpften dieselben, wo man unter ihnen dafür auftrat. Sie machten sich deswegen bei den Chartisten verhaßt — die übrigen, — belläufig

sel's gesagt — gar nicht wissen, was sie außer der papiernen Charte wollen. *) Die Socialisten gingen in ihrem Widerstand gegen den politischen Hofus Pefus so weit, daß sie überall bei den letzten Wahlen die Tories unterstützten, wodurch sie es mit Chartisten und Whigs noch mehr verlorben, während sie sich durch eine Atheistenfeste — die sich ihnen angeschlossen, um unter ihnen Propaganda zu machen — und welche sich übrigens um den Socialismus nicht kümmerte — beim christlichen Volke verhasst machten. Nun ist es soweit gekommen, daß die Assignaten der Socialisten selbst ihr eigenes von Robert Owen gegründetes Organ „The new moral world“ an die Meistbietenden als Verlagseigenthum ausgedoten und verkauft haben. Gleichfalls ist *Lythorly*, die practische Seite der Owenisten in der *Times* zum Verkauf ausgedoten worden mit dem Bemerken, daß sich unter den Gebäuden besonders *Harmonie Hall* gut für eine Irrenanstalt eigne. Selbst mit der großen Socialhalle hier in *Johnstreet*, die auch ein verschuldetes Eigenthum der Socialisten ist, soll es mißlich stehen. Dieselbe wird zu wissenschaftlichen Vorträgen, Festen und dergleichen benutzt, wozu sie sehr zweckmäßig gebaut ist. Indeß so oft ich darin war, habe ich wohl atheistische oder phrenologische Vorträge gehört, aber keine über das Princip Owens. Auch die Parthei der Chartisten ist gewaltig zusammengeschrumpft, nämlich die Zahl der einrollirten Chartisten, Derer auf deren Mitwirkung man bei Sammlungen, Festen und dergleichen rechnen kann, wodurch sie ihren politischen Körper von Zeit zu Zeit neu zu beleben suchen. Ihr Hauptorgan, der *Northern Star* nimmt indeß mit 8000 Abonnenten unter den Wochenblättern noch eine ziemlich imposante Rolle ein. Aber was ist das gegen sonst, wo sich Millionen für den Chartismus in Bewegung setzen ließen! **) — Neulich hatte ich auch Gelegenheit, den als Chartistenführer und als früheres Parlamentsmitglied so berühmten *D'Connors* in einer Chartistenversammlung, einem Bankett zu Ehren *Hunts* kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit äußerte er unter Andern: „Ich habe so lange für die Charte gekämpft und werde bis zum letzten Athemzuge fest an der Charte halten. Haben wir die Charte, so haben wir die Mittel, uns für Alles, was wir wollen, ja selbst für den Communismus auszusprechen; aber jetzt vertausche ich den Namen eines Chartisten mit keinem andern Namen.“ *Harney*, der Redacteur des *Northern Star* sprach besonders dem Communismus das Wort, griff aber die Vorurtheile seiner Landsleute etwas zu stark an indem er sagte: „Nach allen Ereignissen zu urtheilen möchte ich fast schließen, daß die Deutschen eher frei werden, als wir Engländer.“ Hier wurde von ein oder zwei Personen geizicht. Sonst wurden die Reden der Deutschen und Franzosen selbst mit scheinbar großem Beifall, also doch wenigstens mit lobenswerther Nachsicht aufgenommen.

Unter den französischen Rednern war auch *Michelot*, ein junger Romantiker, dessen neuestes, im Styl von *Eugen Sue* geschriebenes Werk von *Arago* und Andern so belobend critisirt wurde. — Unter den Chartisten selbst ist in neuerer Zeit ein gewisser *Kooper* recht populär geworden. Derselbe hatte sich auf dem Schusterschämel acht Sprachen zu eigen gemacht, wurde dann Lehrer, dann Zeitungsredacteur und Poet. Eine seiner Poesien hatte unter den Kohlenarbeitern eine Rebellion hervorgerufen, weswegen er 2 Jahre im Gefängnisse zubringen mußte. — Es gibt hier in den niedern Sphären noch manches Neue. Sie erinnern sich wohl des Hungerst-

*) Hier verblendet den geehrten Correspondenten seine Abneigung gegen jede politische Bewegung, der Chartismus ist eine notwendige Durchgangspphase für den englischen Socialismus. Die Chartisten wissen auch recht gut, was sie mit der Charte und durch sie wollen.
Die Rebaaction.

**) Bei der nächsten Handelsberiffis wird man die früheren Millionen gewiß nicht verringert finden.
Die Rebaaction.

stems im Andover Arbeitshause ähnlich dem unter dem Director Hottlinger im zürcher Zuchthause verübten. In Andover, wo Menschen verhungert sind, hat die Untersuchung zur Absetzung oder vielmehr Abdankung des Directors geführt; in Zürich, wo auch Menschen verhungert sind, wurde Hottlinger gefänglich eingezogen und sammt seiner Frau vor Gericht verurtheilt. Hier schlüpfen also dergleichen Vögel immer am leichtesten durch, welches Beispiel für die Armen von wenig Garantie ist. Diese haben nun, wie es scheint, die Hülfe selbst in ihre Hand genommen. Sie arbeiten jetzt in zwei hiesigen Arbeitshäusern Nachmittags wie gewöhnlich zur Zufriedenheit des Meisters, aber Morgens arbeiten sie nur zwei Stunden, damit sei, sagen sie, ihr Frühstück verdient. Drohung, Gefängniß, Absperrung, nichts hilft; sie gehen lieber ins Gefängniß, als daß sie Morgens mehr denn zwei Stunden arbeiten. Es scheint, daß diese Conspiration außerhalb angezettelt wurde, da die Neuangekommenen und Abgesperrten es eben so machen, ohne daß man die Möglichkeit einer Verabredung mit den Alten gewahr wird. —

Die irische Bewegung.

(London, den 21. November 1845. Wenn Englands Weltmacht mit dem Verlust Irlands zusammen bricht, wie Robert Peel erklärt hat, wenn England ohne Irland von dem Rang der Nationen erster Größe absteigen muß, so leuchtet aus allen politischen und socialen Zuständen der beiden Länder nichts sicherer hervor, als diese Zukunft. Sage man gegen diesen Entschluß was man will, immer stellt sich heraus, daß die Gefühle des englischen und irischen Volkes durch eine große Kluft von einander getrennt sind. Wo eine solche Kluft existirt, kann sie nicht mit einem Male ausgefüllt werden. Es gehören Jahrhunderte dazu, die blutigen Rüge der Geschichte zu verwischen und die religiösen Vorurtheile aufzuheben, die sich fortwährend in dieser Erinnerung fanatisiren. Aber die nächste Krisis, die England zu bestehen haben wird, wird nicht Jahrhunderte auf sich warten lassen. Irland also ist ein furchtbarer Sorgenstein für die Zukunft der englischen Politik und für die Politik der Welt dazu. Irland repräsentirt unter den „ungekrönten Monarchen“ England gegenüber unter den jetzigen Verhältnissen eine furchtbar drohende Macht. Man ist zu der Überzeugung gekommen, daß man bei einem Kriege mit Frankreich eine Landung nicht mehr wie früher verhindern kann. Die furchtbaren alten Seebatterien und Kriegsschiffe sind gar nicht so furchtbar mehr, seit die Dampfschiffe, leicht wie neckende Mücken, um sie herum tanzen. Irland jubelt unter solcher Franzosenladung öffentlich schon jetzt entgegen; England spottet noch darüber, läßt aber die Küsten besetzen, um sie zu paralysiren.

Man hält hier den Irländer zu feig für einen solchen Widerstand gegen England. Er ist dazu keines Weges zu feig, aber wohl zu arm. Wo unter 10,000 Menschen kaum 100 Hacken, Beile, Sensen und dergleichen zu finden sind, da sind noch weniger Waffen zu bekommen. Paddy ist bei John Bull als feig und bigott verschrieen, als den Launen eines politischen Charlatans dienend, der seinen Säckel mit den Collekten der Repealer füllt. Indes im unparteiischen Lichte betrachtet nimmt sich die Sache etwas anders aus. Ich will sie hier so beleuchten: Die irische Bewegung gab sich bisher in zwei sehr wichtigen und der englischen Herrschaft gleich gefährlichen Richtungen kund, die eine öffentliche, unter dem Namen Repeal bekannte, die andere im Auslande weniger bekannt gewordene geheime, die des sogenannten Bundes der Molly Maguire's oder der Ribondmänner. Beide Richtungen sind sich einander feindlich.

D'Connell fordert unter wüthenden Ausfällen gegen die Ribondmen seine sieben Millionen Repealer auf, Jeden der Obrigkeit auszuliefern, der als Ribondman sich bekannt macht. Außerdem sendet die Regierung in jeden District, in welchem sich der Ribondismus zeigt, eine Schaar Polizeisolbaten, welche vom betreffenden District erhalten werden müssen. Diese furchtbaren Mächte haben jedoch dem Ribondismus bis jetzt noch um kein Jota ein Ziel gesetzt, wohingegen Repeal sich schon einige Male selbst ungesetzlichen Polizeimaßregeln fügte. Repeal will das von England, was Polen von Rußland, Belgien von Holland und Griechenland von der Türkei wollte, eine selbstständige Nationalität. Repeal setzt sich alles Irische zum Freund, und alles Englische zum Gegner. Ribondismus will, daß Jeder so viel Land habe, als er zum Lebensunterhalt nöthig hat, daß folglich Niemand mehr Land für sich ankaufe, als er braucht, daß Niemand ungleiche Testamente oder Schenkungen mache, wodurch Jemand in seinem Rechte an das Land beeinträchtigt wird. Ribondismus will, daß Niemand den Eigenthümern des Landes Zins zahle, daß kein Eigenthümer sich die Freiheit nähme, Jemanden von Haus und Hof zu treiben, der keinen Zins zahlt. Ribondismus will, daß Niemand in den öffentlichen Auctionen auf Sachen biete, die den Leuten Schulden halber genommen wurden, daß Niemand solche confiscirte Sachen kaufe, daß Niemand ein Stück Land miethet, von welchem der frühere Besitzer oder Lehnsmann Schulden halber vertrieben wurde. Ribondismus will, daß Niemand seinen Arbeiter, und überhaupt die Armen, grob und hart behandle und Niemand seinen Knechten und Mägden den Dienst entsage, daß Niemand einen Dienst annahme, wenn der Vormann daraus unfreiwillig entfernt wurde, daß endlich Niemand vor Gericht als Zeuge gegen die im Ribondismus verwickelten Personen auftrete.

Um dies Alles möglich zu machen, gründete sich, oder zeigte sich vor etwa 2 Jahren eine geheime Gesellschaft, die sich unter dem Namen „Ribondmen“ das ist: Landmänner, und unter dem der „Kinder der Molly Maguire“ bemerkbar machten, und auf eine Weise bemerkbar machten, die in der Geschichte als alleiniges Beispiel dasteht. Frankreich, dieser Zunder von Conspirationen ist im Vergleich zu dem, was in Irland vorgeht, nur ein ausgebrannter Krater.

Sobald nun Jemand von seinem Gläubiger verstossen wird, so erhält dieser einen Brief durch Molly Maguire des Inhalts, daß, wenn er binnen 24 Stunden den Mann nicht wieder aufnehme, er seinen Sarg bestellen müsse. Natürlich wurde Anfangs darauf kein großer Werth gelegt, aber jetzt macht ein solcher Brief Manchem das Blut in den Adern starren, denn die Erfahrung hat in einer Reihe von blutigen Morden bewiesen, daß Molly Maguire Wort hält, und sich weder durch Furcht vor dem Arm der Gerechtigkeit, noch durch ein religiöses Gefühl von ihrer grausamen Tactik abbringen läßt.

Molly Maguire hat ihre Polyphenarme noch nicht über ganz Irland erstreckt; sie haust nur erst in einigen Graffschaften, aber wo sie eingenistet ist, ist der gesellschaftliche Zustand ein fürchterlicher. Ich will davon einige Beispiele aus Tipperary anführen, so wie sie der Correspondent der Times gibt. „Die Mauern dieser Stadt sind mit großen gedruckten Anschlagzetteln bedeckt, durch welche auf die Entdeckung von Verbrechern, die in Häuser geschossen, Jemanden geschlagen, aufgelauret oder gemordet haben, große Geldsummen geboten werden, z. B. 100 L. für den Angeber des Mordes des Oberaufsehers des Kohlenbergwerkes, der 2 Schüsse in den Rücken erhielt. 370 L. für den eines Gutsbesizers, der 2 Schüsse durch den Kopf und 2 durch die Beine erhielt.“

„Es gibt Leute, die nicht anders ausgehen, als in Begleitung zweier Polizeisolbaten. Es vergeht kein Posttag, an dem nicht drohende Notizen gesandt werden.“

Oft ziehen die Banden mit schwarzen Gesichtern Nachts umher, um Waffen zu holen. Ein Schulmeister sollte unter Andern auch welche hergeben, wehrt sich aber und schlägt einen der Kinder der Molly Maguire todt, ein zweites wird festgenommen und auf Lebenszeit transportirt; seit dem geht der Schulmeister nie anders aus, als in Begleitung zweier Polizeisoldaten. — Jemand geht nach Amerika, und verkauft sein Lehnsrecht auf einen halben Acker an einen Andern, der schon einige Acker besaß. Der Bruder des Ersten fühlte sich beeinträchtigt, und forberte das Land für sich zurück, ohne Entschädigung vorzuschlagen. Der Käufer wurde gedroht, und arbeitet jetzt nicht anders auf seinem Acker, als in Begleitung zweier Polizeisoldaten. Der Bruder hingegen wurde ins Zuchthaus geschickt, weil er mit einer geladenen Pistole umher ging, die nicht registriert war. — Jemand zahlt seinen Ackerzins nicht, und wird verjagt. Sein Bruder nimmt darauf den Acker, und wird bedroht. Seit dem arbeitet er auf dem Felde unter dem Schuß von zwei Polizeisoldaten. — Jemand schickte seinen Pflügnacht weg und nahm einen andern; der neue wurde bedroht und aufgefordert, den Platz aufzugeben. Eine Bande kam am hellen Tage und schoß durch die Fenster und das Hofthor. Da dankten die Knechte ab; aber der Herr überredete sie und nun arbeiten sie unter dem Schuß der Bajonette auf dem Felde.“ So laufen Manche schon 1½ Jahr in Begleitung zweier Polizeisoldaten herum. Dabei vergeht kaum ein Tag, der nicht den Fall irgend eines Opfers dieser Conspiration bezeichnete. Es geht fast Niemand von den wohlhabenden Leuten mehr unbewaffnet aus. Die meisten derselben, deren Verhältnisse es erlauben, verlassen das Land und sehen einem gewissen Verlust ihres Vermögens entgegen: denn alles Vertrauen ist unter diesen Umständen gewichen, Niemand will seine Kapitalien in einem Lande riskiren, wo Leben und Eigenthum stündlich in wachsender Gefahr sind und auf keine Stabilität des Werthes des Eigenthums und Kapitals mehr zu rechnen ist. Neulich wurde ein Richter am hellen Tage in seinem Wagen zwischen seinen Kindern sitzend, erschossen. Demselben war vor einem Jahre der Tod gedroht worden, weil er über einer überführten Ribonndman das Schuldig gesprochen hatte. So wurde ein Anderer ebenfalls am hellen Tage, wo rund herum die Leute in dem Felde arbeiteten, erschossen, und wenn dann das Gericht untersucht, so erfährt es nichts, denn Niemand traut sich gegen Molly Maguire als Zeuge aufzutreten. Wenn die Jury über das Schuldig oder Unschuldig eines der Kinder Molly Maguires beräth, geht es eben so her. Der Verbrecher entschlüpft oft bei der gewissten Überführung strafflos, weil die Richter und Geschwornen unter dem Einflusse des Schreckenssystems leben. Viele Drohungen wurden scheinbar unmächtig gemacht durch die Absendung starker Polizei und Militärposten in die bedrohten Dörfer. So war es an solchen Orten Monate lang ruhig, doch kaum regte sich die bewaffnete Macht, um andern bedrohten Punkten zu Hülfe zu eilen, so brachen in derselben Nacht die Banden der Molly Maguire auf, und setzten ihre Drohungen in's Werk. Dies geschah in einer kleinen Stadt einst auf folgende Weise: Abends um 9 Uhr schlug ein Vermummter eine dumpfe Trommel. Einige Eigenthums- und Friedenliebende wollten ihn arretriren, wurden aber von Andern überwältigt, und blutig geschlagen. Nun versammelte sich nach und nach Alles mit vermummten und schwarz gemachten Gesichtern und reihte sich in aller Stille militärisch dem Zuge an. Es ging einige Meilen so fort einem Schlosse zu, das umzingelt und in Brand gesteckt wurde. Die Dame erhielt barfuß und in Nachtkleidern mit ihren Kindern freien Abzug zu Fuß über die Felder, der Herr flüchtete sich auf das Dach, wo er gerettet wurde, indem die 2000 Mann starke Bande abzog, nachdem sie das Haus in Brand gesehen, der sich aber glücklicher Weise auf das Ausbrennen der untern Zimmer beschränkte. Das geschah vor acht

Monaten, und noch heute haben die Gerichte trotz allen Bemühungen und Opfern keine Spur über die Anstifter und Theilnehmer dieses 2000 Köpfe starken Zuges. In einer andern Gegend ging erst dieser Tage etwas Ähnliches vor. Molly Maguire hatte eine Menge Drehungen nicht ausführen können, einer großen Polizeimannschaft wegen, die man in die betreffenden Dörfer geschickt hatte. Da verbreitet sich auf einmal das Gerücht, daß in der nächsten Nacht sich in der nächsten Stadt 500 Arbeiter versammeln werden, um den Lohn zu erhöhen. Die Polizeisoldaten von den Dörfern erhielten nun Befehl, in der Nacht in die Stadt zu rücken. Kaum waren sie abgezogen, so zeigte sich Molly Maguire, und zog herum von Dorf zu Dorf, um ihre Drehungen endlich auszuführen, bei welcher Gelegenheit dann überall Waffen weggenommen werden, wo man welche vermuthet. Diese Waffen werden an sichere Orte versteckt für den Fall, daß später sie nöthig sind.

Die Todesdrehungen sind gewöhnlich von einer geläufigen Hand geschrieben und mit dem Bilde eines Sarges und eines Schießgewehres versehen. Manche sind kurz, als z. B.:

Es wird Euch hiermit kund gethan, daß, wenn Ihr den N. N. am nächsten Gerichtstag nicht frei sprechen wollt, Ihr den Augenblick Euren Sarg bestellen möget.

Manche sind länger und umschweifender, als:

Wir saßen unserer 12 und hielten über Euer Treiben Rath. Einige meinten, Ihr wäret nicht der beste Eigenthümer für die Armen, Andere meinten, Ihr wäret für sie ein recht schlechter. So beschloßen wir denn unter uns, Euch vom künftigen 1. November an zu erschießen, wo immer wir Euch treffen. Wir haben das Loos gezogen, und es hat mich, den Schreiber dieses getroffen, den Armen diesen Liebesdienst zu erweisen. Ich habe das Recht, mir unter den übrigen 11 noch 2 zur Hülfe auszuwählen. Es mangelt also an guten Schützen ganz und gar nicht.

Hauptmann Felsenstein. Hauptmann der Armen. Hauptmann Sternensicht.

Selbst in der Hauptstadt Dublin scheint Molly Maguire wirksam werden zu wollen. Es circuliren Flugblätter, worin die Leute aufgefordert werden, keinen Zins mehr zu zahlen. Die englische Regierung, welche sich mit ihren Verwaltungs- und Polizeimaßregeln in Irland mehr Übergriffe erlaubt, als in England, läßt keines der Mittel unbenußt, die in Frankreich und andern Ländern so oft mit gutem Erfolg gegen die Conspiration angewandt wurden. So wurde neulich in Dublin eine Schrift verbreitet, welche zum Mord der Eigenthümer auffordert und die D'Connell öffentlich als ein Machwerk der geheimen Polizei bezeichnete, das berechnet war, Zwietracht zu streuen und Furcht zu erregen. Um den Lettern des Ribondismus auf die Spur zu kommen, war es der Polizei sogar eingefallen, selbst die Rolle einer Bande der Molly Maguire zu spielen, um so die Andern ins Garn zu locken und das Vertrauen unter ihnen zu schwächen. Sie überfielen zu diesem Zwecke mit schwarzen Gesichtern und verkleidet ein Haus, wurden aber tapfer zurückgeschlagen und Einer von ihnen gefangen genommen, wobei es sich herausstellte, daß derselbe ein Glied in der Polizeikette sei. So könnte ich fortfahren, und Ihnen von Ribondismus ein dickes Buch schreiben: denn, wie schon gesagt, kein Tag vergeht ohne einiges Neue in dieser traurigen Thatsache zu bringen. Die Glieder der Verwaltungsbehörden halten Berathungen über das, was in dieser Sache zu thun sei, und bitten das Ministerium, für die angestreckten Districte um Aufhebung aller neuen civilisirten Institutionen und um Wiedereinführung alles alten barbarischen Stilesanz. Die reichen Eigenthümer ziehen theils aus dem Lande, theils verzichten sie auf einen Theil ihres enormen Einkommens, und sehen den Leuten, die nicht zahlen können, durch die Flinger. Es gibt einige, die seit 7 Jahren keine Rente zahlten, und welchen gleich wohl der

Eigenthümer keine Zwangsforderung zu machen sich getraute. Mehrere Lords haben für das Wohl ihrer Lehnsleute große Summen verwandt, Andere ihnen allen rückständigen Zins geschenkt, solche leben ungestört und in Frieden. Diesen Winter überhaupt wird Molly Maguire immer strenger in ihren Forderungen. Es soll gar Niemand mehr Renten zahlen. Wer Renten zahlt wird als eben so strafbar betrachtet, als der, welcher Renten forbert. Viele zahlen heimlich und in aller Stille ihre Renten. Ein Gerichtsdienner, welcher Forderungszettel angeschlagen, wurde mit Worten und Prügeln so lange bearbeitet, bis er den Leuten, die bezahlt hatten, das Geld wieder zurück trug. Diesen Morgen erst las ich in der Times, wie ein reicher Lord den Befehl gab, 9 Häuser seiner schuldigen Lehnsleute dem Boden gleich zu machen, und den Inhalt zu confisciren. 2 Compagnien Soldaten von der Linie, 100 Polizeisoldaten und eine Schaar Gerichtsdienner wurden in Bewegung gesetzt, um den vermutheten Widerstand des Volkes zum Troß den Befehl auszuführen. Das Volk, in großer Masse versammelt, verhielt sich ruhig. Man schritt zur Prozedur; aber siehe, was geschieht? Die Gerichtsdienner weigerten sich, Hand anzulegen unter dem fürmischen Welfall des Volks, und die kleine Armee mußte mit Waffen und Bagage mit Sauf und Paß und Sang und Klang unverrichteter Sache abziehen. Dergleichen fällt oft vor. Daß bei der Auspändung einer Kuh oft ein paar Hundert Soldaten nöthig sind, ist etwas Gewöhnliches, eben so, daß bei der Versteigerung einer solchen Kuh Niemand etwas auf dieselbe bietet. Obwohl der Repeal den Ribonidismus bekämpft, so wird ersterer von letztern doch nicht gestört, auch werden beide vom armen Volke als ein und denselben Zweck verfolgend betrachtet. Freilich ist der Repeal nur eine politische Seifenblase so gut als die Charte; aber der irische Bauer verknüpft damit die Idee, daß er nach errungenem Repeal keinen Zins für seinen Acker mehr zahle, und Acker bekomme, so viel als er brauche. Molly Maguire vertritt einstweilen diese Klausel, die Bruder Repeal in den höhern Sphären vornehm ignorirt. Soviel Idee hatte John Bull, so viel mir bekannt, mit seiner Charte noch nicht verknüpft. Wir sehen hieraus, daß Paddy (Spitzname für das irische Volk, sowie John Bull das englische, Jaque das französische, Michel das deutsche und Jonathan das nordamerikanische bezeichnet) auf keinen Fall seine Repealpence sich umsonst am Munde abspart. Er erwartet dafür, daß das Land, was er braucht, sein lebenslänglicher, zinsfreier Besitz werde.

Die Times, indem sie die irischen Calamitäten beleuchtet, urtheilt, daß wenn es nicht bald gelingt, Molly Maguire aufzuheben, alles Eigenthum den Werth verlieren würde, weil schon jetzt Niemand anders Grundstücke kaufen will, als unter dem Preis; daß ferner die reichen Leute ganz das Land verlassen werden und das Volk dadurch noch ärmer werde, daß diese ihr Geld außerhalb verzehren. Andere meinen, man könne um so billiger kaufen, je weniger reiche Concurrenten man habe, und wenn die reichen Leute auch gingen, so bliebe doch das Land, und die Arbeiter, die es bebauen, brauchten Jene dann nicht mehr zu nähren. So weit wird es nun nicht kommen, aber wie eine englische Schriftstellerin sagt: „Eine Lektion kann den verwöhnten englischen Reichen nicht schaden, die so verwöhnt sind, daß das gräßlichste Elend nicht mehr im Stande ist, die Saiten ihres Gefühls anzuschlagen.“ — Das sage und fühle ich auch, das fühlt jeder Deutsche, wenn er England betritt. Was unser Einem die Augen übergehen macht, setzt den gefühlvollsten Engländer nicht in Bewegung. Sie sind daran gewöhnt und wir werden es auch, wenn wir lange in einem solchen Zustand leben. Aber es ist eine scheußliche Gewohnheit und ein wehlthätiges Unglück daraus gewaltsam aufgerüttelt zu werden.

(Aus dem Amte Wittlage. Hunteburg, den 4. December 1845.) Zu meiner Correspondenz de 1. März c., die in dem Märzhefte Ihrer Zeitschrift Aufnahme gefunden hat, habe ich Ihren Lesern erzählt, wie nachgiebig die Behörden sich dann benehmen oder benehmen müssen, wenn sie mit einem Abtligen in Conflict gerathen. Doch giebt es einige Beamte, die sich dafür bei dem gemeinen Manne zu entschuldigen wiffen. Dieser läßt sich, einem gedulbigen Schaaf gleich, Alles gefallen, was sein Herr, der Beamte über ihn zu verfügen für gut findet.

Zwei Partheien standen kürzlich in einer Klagesache vor Gericht. Während der Beamte protocollirt oder mit weitem Dingen beschäftigt ist, kommen dieselben in einen unbedeutenden Wortwechsel „Du häst us Lügenvolk schimpet“ (Du hast uns Lügenvolk gescholten), sagt der Sinc. Der Andere „Dat es nich wahr“ (Das ist nicht wahr.) Dem Beamten kommt das Wort Lügenvolk in die Ohren und ohne weitere Untersuchung läßt er den, der dieses Wort gebraucht hat, bis zum Abend ins Gefängniß werfen; — beibucken, wie er sich auszudrücken beliebt. Diese Proceßur findet so häufige Anwendung von Seiten dieses Beamten, daß sie im Auge der davon Betroffenen nichts Auffallendes und Entehrendes behalten hat, so daß diese sich einem ihnen unabänderlich scheinenden Fatum in bester Weise fügend, nicht selten mit freundlichem Gesichte die Strafe antreten, und sich für nichts und wieder nichts ins Gefängniß werfen lassen. Es ist mir erzählt worden, daß auf je 8 Tage mindestens ein solcher Fall zu rechnen sei, und daß es noch Keinem eingefallen sei, sich über ein solches entwürdigendes Verfahren zu beschweren, oder gegen den Beamten Klage zu führen. Der sogenannte gemeine Mann sieht es nun einmal so hergehen, und da meint er, es müsse nun einmal so sein. —

Hannover galt früher für das classische Land des Adels sowohl, wie der Bureaokratie. Ein hannoverscher Beamter war ein kleiner König in seinem Amte. Dem ist nun freilich nicht mehr so. Aber man sieht, es erben nicht nur Rechte und Gesetze, sondern auch die Unterdrückungen des Gefühles der Menschenwürde, wie eine ewige Krankheit fort. D.—

Erklärung.

Der Herr Amts-Affessor Jaegeler zu Wittlage schreibt an einen unserer Freunde: „Es erschien im Dampfboote im Märzheft ein Artikel, datirt von Hunteburg, in welchem sich sehr bitter über die hiesigen Verhältnisse ausgesprochen ward und der ein ungemelnes Aufsehen in hiesiger Gegend machte. Man hält mich nur für den Verfasser dieses Aufsatzes und ich habe große Unannehmlichkeiten dieserhalb erleiden müssen.“

Der Herr Amts-Affessor ersucht nun unsern Freund dringend, ihm folgende Erklärung von der Redaktion zu verschaffen: 1) daß der A.-A. Jaegeler zu Wittlage nicht der Verfasser des im Märzheft enthaltenen königl. Landdrostei zu Osnabrück betreffenden Aufsatzes, datirt Hunteburg den 1. März 1845, sei; 2) daß derselbe auch die Materialien zu gedachtem Artikel nicht gegeben habe; 3) daß obengenannter Beamte auch nie Aufsätze irgend einer Art der Redaktion lieferte; 4) daß derselbe überhaupt in keiner Verbindung mit der Redaktion des Dampfbootes gestanden hat oder steht.

Dieses Alles beschweigen wir dem Herrn A.-A. Jaegeler gern und geben ihm das Zeugniß, daß er Nichts mit uns gemein hat. Wir hoffen, daß durch dieses Sittenzeugniß seine gute Gesinnung klärlieh dargethan und sein Ruf, falls er durch den Verdacht einer Betheiligung an der Literatur gelitten haben sollte, wieder hergestellt werde.

Mheba, den 1. Januar 1846.

Die Redaktion.

(S...n Anfang December.) Herr Redacteur! Sie werden es einem eifrigen Leser Ihrer Zeitschrift nicht verargen, wenn er sich erlaubt, nicht nur ein Wort mitzusprechen, sondern auch einige Worte gegen die mehr und mehr hervortretende Tendenz Ihres Dampfbootes zu richten. Sie selbst sind ein Mann der Entwicklung und haben das zu öfteren Malen ausgesprochen. Wer sich aber entwickeln will, verbletet Niemanden das Wort; — Sie werden deshalb meinen Worten die Aufnahme auch nicht versagen.

Früher hatte ich meine Lust an Ihrem Dampfboote, namentlich zu der Zeit, als es den umfassenderen Namen eines Weser-Dampfbootes noch nicht mit dem provinziellen eines Westphälischen vertauscht hatte. Es war eine Freude, Sie und Ihre Mitarbeiter über Constitution, Pressfreiheit, Geschworenengerichte und andere deraartige Dinge mehr reden zu hören. Der ganze Inhalt hatte auch den ungetheilten Beifall sämmtlicher Honoratioren des hiesigen Ortes, die sich abendlich in der geschlossenen Gesellschaft „Erholung“ versammelten, um nach geschätzter Arbeit im anständigen Kreise ein Stündchen zu verplaudern, oder durch l'Hombre und Whist-Spiel zu verkürzen. Wie oft habe ich da Ihre liberalen Ansichten loben hören und selbst gelobt, denn, zur Ehre unserer Gesellschaft sei es gesagt, fast ihre sämmtlichen Mitglieder waren durchaus liberal (unter uns gesagt, es gab sogar mehrere Republikaner unter den Mitgliedern) und die wenigen conservativen Elemente wagten nicht gegen die Majorität aufzutreten; wir würden ihnen auch bald den Mund gestopft haben, wenn sie's gewagt hätten.

Seitdem aber das Dampfboot mehr und mehr von seiner früheren Tendenz abgewichen ist, hat die Direction unserer Gesellschaft es für ihre Pflicht gehalten, ein Ballotement über die Beibehaltung oder Abschaffung desselben auszuschreiben. Dieses hat denn auch unlängst stattgefunden und Ihr Dampfboot hat nicht eine einzige weiße Kugel erhalten. Sie können daraus schon entnehmen, wie sehr Sie Sich selber im Rechte stehen. Ich selbst konnte meiner besseren Überzeugung gemäß nur eine schwarze Kugel geben. Ihre Verirrungen können leicht junge Gemüther anstecken und das muß verhütet werden. Wie in aller Welt kommen Sie auch dazu, anstatt früher von Constitution, jetzt nur von Association, anstatt von Pressfreiheit, jetzt von Organisation der Arbeit und anstatt von Geschworenengerichten, sogar von Gemeinschaft, ja indirect von Aufhebung des Privat-Eigenthums zu reden. Bestimmen Sie sich, kehren Sie um, Herr Redacteur! Sie sind auf dem graden Wege, dem furchtbaren, abscheulichen Kommunismus in den Rücken zu laufen. Ich will nicht gradezu behaupten, daß Sie schon Kommunist sind, ich will nicht den Denuncianten spielen, aber Gefahr, große Gefahr ist vorhanden, daß Sie es werden.

Sie waren ein Freund der holländischen und deutschen Jahrbücher, sie achteten Arnold Ruge, sie haben bis heute nicht an seinem critischen Talente gezweifelt. Von größerem Gewichte als meine Einrede, wird Ihnen deshalb Ruge's Ausspruch sein, um so mehr, da derselbe längere Zeit in Paris lebte und Gelegenheit hatte, mit manchen kommunistischen Berühmtheiten bekannt zu werden; — um so mehr sage ich, da Ruge durchaus unbefangene ist, sein Lebelang Socialist gewesen sein will und deshalb doch wissen muß, wo der Gesellschaft der Schuß drückt. Lesen Sie selbst, wie er das Gespenst des Kommunismus zertritt und wie er gegen die „allein selbige machende Gütergemeinschaft“ eifert. Er faßt die Sache kurz an. Daß die Kommunisten die Gütergemeinschaft nur als Mittel betrachten und durch sie, durch Aufhebung der Vereinzelung, dahin gelangen wollen, der Menschheit ein glücklicheres Loos zu bereiten, überseht Ruge mit richtigem Takte und gewandter Kriegerlist, und proclamirt die Gütergemeinschaft als den Zweck der Kommunisten, die also nur Ge-

meinschaft der Güter, nicht Kunst, nicht Wissenschaft, nicht Bildung zc. wollen. Daß Einige der Kommunisten es gut meinen, (ich glaube das auch von Ihnen) giebt Ruge zu, aber sein scharfer Blick führt ihn sogleich auf die Unmöglichkeit des Kommunismus zurück. Sie könnten mir nun freilich einwenden „zu bestimmen“: ob etwas unmöglich, oder nicht möglich ist, das sei Sache der subjectiven Ansicht und eben so gut, wie Ruge sagt, es ist nicht möglich, könne ich von der Möglichkeit überzeugt sein und die Zukunft muß entscheiden.“ Eine solche Einwendung aber hält nicht Stich, weil Ruge sich mit zu gründlichen Gründen wappnet. Er sagt von den jungen Dezamy und seinen Freunden: „Man könne es nicht besser mit der Welt meinen, als sie es thun, man könne nicht klarer und unversänglicher seine Ansicht und seinen Zweck aussprechen, man könne auch den dummsten Schreier, so scheint es, mit soviel Humantät und Liebenswürdigkeit zum Schweigen bringen, und es wäre gegen den „verrufenen Kommunismus“ nichts in der Welt zu sagen, — wenn er möglich wäre. Leider ist eine Welt von Brüdern und die Einheit der Menschheit in Einer Familie nichts — als ein Traum. Der Separatismus ist der unzertrennliche Gegenpol des Kommunismus. Der positive Pol der Freundschaft existirt nicht ohne den negativen der Feindschaft zc.“

Sie sehen also: Sie wollen das Unmögliche, Sie träumen. Nehmen Sie darum getrost den Separatismus und die Feindschaft als absolute Mächte hin, denken Sie nicht daran die Vereinzelung und die Feindschaft zu bekämpfen, wollen Sie mit andern Worten niemals das Gute, das Schöne; — denn das Schlechte ist der unzertrennliche Gegenpol des Guten; — der positive Pol des Schönen existirt nicht ohne den negativen des Häßlichen.

Sie kommen vielleicht zuerst darauf zurück, das Ruge'sche Beweis-Verfahren anzugreifen. Das wäre ein eitles Bemühen! Es ist ganz unversehrt, dieses Beweis-Verfahren, es paßt für alle Fälle und eine Regel, die überall Anwendung findet, ist doch wohl unumstößlich. Ich bin kein Republikaner, Sie sind es auch nicht, aber Ruge scheint es halb und halb zu sein. Wir können nun dieses Beweisverfahren auch gegen den Republicanismus anwenden, indem wir etwa sagen: „Man kann es nicht besser mit der Welt meinen, als sie — die Republicaner — es thun zc. zc. und es wäre gegen den „verrufenen Republicanismus“ nichts in der Welt einzuwenden — wenn er möglich wäre. Leider ist eine Welt von Republicanern nichts — als ein Traum. Die Herrschsucht ist der unzertrennliche Gegenpol der Unabhängigkeit. Der positive Pol der Freiheit existirt nicht ohne den negativen der Sklaverei zc.“

Durch dieses Beispiel glaube ich Ihnen das Unumstößliche dieses Beweisverfahrens gezeigt zu haben, wenn Sie nicht etwa dagegen einwenden: das Umstößliche ist der unzertrennliche Gegenpol des Unumstößlichen zc. Doch das wäre Sophistik und Wort-Klauselei, mit der ich nichts zu schaffen haben will.

Von ganz besonderem Interesse ist es mir außerdem gewesen, durch Ruge zu erfahren, daß die Kommunisten einen eignen Rabbi haben. Ja, es ist sicher, Ruge hat die Entdeckung gemacht, er kennt ihn persönlich, er ist mit ihm von Brüssel nach Paris gereist. Ruge steht selbst zu hoch, um sich herabzulassen, einen solchen Kommunisten-Rabbi auf die Finger zu klopfen; dieses Geschäft überläßt er einem befreundeten Kaufmanne, einem Mitreisenden. Ruge hat gesehen, daß der Rabbi in Brüssel Cigarren einkaufte und klopft ihm, bei der französischen Douane angekommen, auf die gefüllten Taschen. Der befreundete Kaufmann, ärgerlich darüber, daß der Rabbi vorher die gewöhnlichen Kaufleute, Krämerseelen genannt hatt, ruft demselben mit vernichtendem Hohne zu: „Sie ergeben Sich selbst dem Schmuggel; ei, ei, das heißt ja ungefähr, wie bei den christlichen Predigern: „Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken.“

Nicht wahr, Herr Redacteur, das sind allerliebste Geschichten. Bitte, bitte, lieber Vater, liebe Mutter, lieber Onkel u. kaufe mir das Buch mit den allerliebsten Geschichten. Im Auge steckt Talent für so etwas.

Auge ist's aber nicht allein, der den Kommunisten nachgewiesen hat, daß sie anders handeln, denn predigen. Da ist auch in Hamburg ein Herr Schirges, der es dem Weitling, diesem Gemeinschafts-Prediger, nachsagt, daß er sich ein Patent auf eine von ihm erfundene Wand-Krimpmaschine geben lasse. Gemeinschaft und Monopol; — denken Sie diese Gegensätze. Das Haupt der Gemeinschafts-Prediger, ein Patent-Besitzer! Armer Weitling, du solltest lieber verhungern. —

Und Sie, Herr Redacteur! wollen Sie bei Ihrem Dampfboote nicht verhungern, so gehen Sie in sich und kehren Sie zu Ihren früheren Tendenzen zurück. Die Kommunisten sind meist arme Leute — wahre Lumpen und können das Abonnement für Ihre Zeitschrift kaum bezahlen. Einer meiner Geschäftsfreunde bemerkte neulich sehr treffend: „Von dem Kommunismus weiß und verstehe ich nichts, mag mich auch nicht darum bekümmern, da ich fast keinen Einzigen unter den Kommunisten sehe, der Geld hat.“ —

(Aus Westfalen, 3. Januar.) Preßproceße, ihre Ursache und ihr Resultat werfen immer ein bedeutendes Licht auf den Geist der Gesetze und die Art ihrer Anwendung. Durch den concreten Fall einer Verurtheilung oder einer Freisprechung wird das Verhältniß zwischen den bestehenden Gesetzen und dem fortschreitenden Bewußtsein der Zeit dem Volke klarer, als durch die scharfsinnigste abstracte Deduction des Inhalts der Gesetze. Deshalb ist es Pflicht der Presse, solche Preßproceße mitzutheilen und zu besprechen. Die Verurtheilung des Herrn Steinmann zu Münster wegen eines die österreichische Regierung als eine „befeundete Macht“ beleidigenden Artikels im „Westföles“ haben Sie, wenn ich nicht irre, bereits gemeldet. Gestatten Sie mir jetzt ein Pläschen in Ihren Spalten, um Ihnen den Gang und das Resultat eines andern in Westfalen verhandelten Preßprocesses mitzutheilen. Vor etwa 1½ Jahren hatte der Redacteur des „Westfälischen Dampfbootes“, Dr. Otto Lünig, in der Brodtmann'schen Buchhandlung zu Schaffhausen ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen. Bald nachher beantragte das Oberpräsidium von Westfalen (Herr v. Bincke) bei dem Ober-Landes-Gerichte zu Paderborn eine Untersuchung gegen den Verfasser „wegen unzensirten Drucks seiner Gedichte im Auslande, wegen Majestätsbeleidigung, wegen frechen, unehreerbietigen Tabels der Landesgesetze, wegen Beleidigung befreundeter Regierungen, wegen frechen und unehreerbietigen Tabels des deutschen Bundes und seiner Anordnungen.“ Zur Eröffnung der Untersuchung wurde unter Zuziehung von Polizeidienern und Gensd'armen, welche man vor die Stuben und die Hausthür des Angeklagten postirte, eine Haussuchung abgehalten. Zur Feststellung obiger Vergehen war diese Haussuchung offenbar weder nothwendig noch zweckmäßig; sie konnte also nur deshalb vorgenommen werden, um sich zu vergewissern, daß Dr. Lünig wirklich der Verfasser der fraglichen Gedichte sei. Hätte man denselben befragt, was jedoch durchaus nicht geschah, so wäre es ihm gewiß nicht eingefallen, die Autorschaft abzuläugnen, da er seinen vollen Namen auf das Heftchen gesetzt hatte. Jedenfalls sollte man meinen, die Haussuchung hätte mit der Beschlagnahme der vorhandenen sechs Exemplare der Gedichte beendet sein müssen. Es wurden aber von dem Commissarius trotz des Protestes Dr. L. nicht nur alle Briefe und angefangenen literarischen Arbeiten, sondern auch eine ganze Menge Bücher und Papierschnitzel aus dem Papierkorbe mit eingepackt; nur an die Rechnungen des Angeklagten legte

man keine Hand. Die Beschwerde desselben über Verletzung des § 127 der C.-D., welcher bei Hausfuchungen möglichste Schonung vorschreibt, sein Antrag auf einen Verweis für den Hausfuchungs-Commissarius hatten keinen Erfolg; weder das Obergericht noch der Justizminister wollte darauf eingehen, „weil die Modalitäten des Verfahrens dem Ermessen des jeweiligen Commissarius überlassen bleiben müssen.“ Diesen Bescheid erhielt der Angeklagte; in den Acten aber soll das Obergericht das Verfahren des Commissarius allerdings gemißbilligt haben. So etwas braucht aber nicht in die Öffentlichkeit zu kommen. Die von dem Angeklagten zugleich beantragte sofortige Rückgabe seiner Briefe, seiner literarischen Arbeiten und seiner Bücher wurde alsbald vom Obergerichte verfügt. Die Untersuchung ging nun ihren Gang weiter und wurde von dem Inquirenten, Herrn Criminal-Director W i c h m a n n, mit möglichster Humanität geführt. Bemerkenswerth ist noch die auffallende Aufmerksamkeit, welche die höchsten Administrativ-Behöden des Saates dem Gange des Processes und dem Schicksale des Angeklagten widmeten. Der Vertheidiger des Angeklagten, Herr Justizrath Groneweg zu Gütersloh, hat aber in seiner vortrefflichen Vertheidigungsschrift dieses lebhafteste Interesse der Administrativ-Behöden gebührend hervorgehoben. Endlich am 23. Dec. v. J. wurde dem Dr. L. das Erkenntniß des Criminalsenats zu Paderborn publicirt. Die Anklage wegen unensirten Drucks der Gedichte im Auslande ist als jeder Begründung ermangelnd, weil darin durchaus kein Vergehen läge, zurückgewiesen. Dr. L. ist freigesprochen von der „Majestätsbeleidigung, von frechem und unehrerbietigem Tadel der Landesgesetze, von Beleidigung befreundeter Regierungen.“ Dagegen ist er wegen eines in dem Gedichte „Der deutsche Bund“ enthaltenen „frechen und unehrerbietigen Tadel des deutschen Bundes und seiner Anordnungen“ zu 6 Monaten Festungsurrest und in die Kosten verurtheilt. Das ist in der Kürze der Verlauf der Sache. Ich enthalte mich aller weiteren Bemerkungen. Ein Jeder wird daraus leicht ersehen, ob der Wunsch nach einer freieren Bewegung, nach einer größeren Sicherheit der Presse und der Schriftsteller begründet ist oder nicht. Dr. L. hat gegen das Urtheil das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung ergriffen. Ich hoffe und wünsche, daß ich Ihnen bald die völlige Freisprechung des Angeklagten mittheilen kann. In vielen Ländern wird man sicher die Beurtheilung unerklärlich finden. (Kölnener Zeitung.)

(Bielefeld, im December.) Die Aufsicht, welche in unsren Tagen die Presse über die Handlungen der Frommen wie der Ruchlosen übernommen hat, erheischt die Veröffentlichung eines heitern Charactericimus, das in diesen Tagen in dem benachbarten Sch. gerechte Sensation erregte und auch für die Leser des Dampfsboots nicht ohne Interesse sein wird.

Man weiß, daß es üblich ist, auf dem Altare des Herrn der Heerschaaren nicht bloß der ewigen Allmacht seine Menschlichkeit in christlicher Demuth zum Opfer zu bringen; zu bestimmten Jahresfristen werden auch den Dienern des Herrn daselbst Opfer gebracht in klingender und klappernder Münze. Es sei ferne von uns, diesen geheiligten Gebrauch an sich antasten zu wollen. Es heißt: ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, mag die Arbeit nun sein, wie sie wolle. Aber die Heiligkeit der ursprünglichen Bestimmung des Altars soll aufrecht erhalten werden. Das Geldbedürfniß Einzelner soll nicht befriedigt werden durch Mißbrauch des Ortes, dem menschlich-christliche Demuth dem allwaltenden Gottesgeiste hienieden zum Ruheföge angewiesen hat. Sprach doch selbst vor einigen Monaten ein junger Geistlicher, der für Enthaltensvereine schwärmt und predigt, sprach dieser junge Mann doch selbst

aus, es sei Unrecht, den Altar des Herrn zu entheiligen durch Aufnahme von Geldspenden für die Armen des Kreises. Der Altar dürfe nur in Fällen der allerhöchsten Noth zu solchem Behufe verwandt werden. Vor einem Jahre war dies zum Besten der Armen geschehen, als die hohen Kornpreise denselben mit Hungernoth drohte; das Presbyterium stellte nun denselben Antrag, als wegen des heftigen Frostes die Armen ihre Hütten nicht erwärmen konnten, der junge Geistliche aber opponirt mit Entschiedenheit und leider — mit Erfolg. So wurde im Klingelbeutel gesammelt, und der Ertrag war ein wenigstens fünffach geringerer als derselbe gewesen sein würde, wenn am Altare gespendet wäre. Denn das ist die Haupttugend unsrer barmherzigen Samariter, daß sie um so mehr zu geben geneigt sind, mit je größerem Gelat ihre Barmherzigkeit und Menschenliebe zu Tage kommt. Die eine Hand soll nicht wissen, was die andere giebt, aber die große Welt erfahre es, daß wir Christen sind und christliche Tugend üben, selbst wo es an unsren Geldsack geht.

Was wir erzählen wollen, ist Folgendes: Für denselben jungen Geistlichen, welcher einem ältern Herrn adjungirt ist, wurde am Altare geopfert. Wir enthalten uns aller Bemerkungen und fügen nur noch die Thatsache hinzu, daß laut und vernehmlich am Sonntage vorher von der Kanzel verkündet wurde, es würde auch gern erlaubt, nicht im Opferkleide zu opfern. Dadurch wird es erreicht, daß auch diejenigen, die sich nicht festlich schmücken können, doch auch in ihren Lumpen an den Altar des Herrn treten und aus ihren Lumpen die letzten Heller hervorsuchen, um sie dem Diener des Herrn in den Säckel zu schieben. —

(Aus dem Kreise Warendorf.) Ganz vor Kurzem wurde den Stadtverordneten und Gemeindevertretern im hiesigen Kreise eine Verfügung des Kreislandraths zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt, welche dem Wesen nach folgenden Inhalt hatte:

„Die Hulbigungsdeputirten hätten Sr. Majestät dem Könige im Namen ihrer Committenten ein Bild — den Hulbigungsact darstellend — geschenkt, und habe dasselbe 15,000 Thlr. gekostet. Diese Kosten seien noch nicht bezahlt und müßten von den einzelnen Gemeinden der Monarchie nach der Seelenzahl, und zwar pro Kopf 1 Pfennig aufgebracht werden.

Wenngleich jeder Hulbigungsdeputirte durch seine ihm gewordene Vollmacht wohl berechtigt gewesen sei, sich an einem solchen Geschenke auf Rechnung seiner Committenten zu betheiligen, so habe man doch nicht ohne Weiteres die Einziehung dieser Gelder verfügen, sondern zuvor die Stadt- und Gemeindeverordneten darüber vernehmen lassen wollen.“

Man begreift in der That nicht, warum man den Stadt- und Gemeindeverordneten diese Angelegenheit zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt hat, wenn dieselben, wie der Landrath dieses deutlich genug zu verstehen giebt, nicht die Befugniß haben, einen entscheidenden Beschluß darüber zu fassen, ob diese Schuld von den Gemeinden gedeckt werden soll oder nicht. — Selbst ein *vetum consultativum* muß unter solchen Umständen als unnütz erscheinen, und sollte man überhaupt diese Collegien mit der Fassung von Beschlüssen verschonen, die nicht von entscheidender Wirkung sind. *Vota consultativa* werden in der Regel nur dann acceptirt, wenn sie den Wünschen der, dieselben einholenden, Behörden entsprechend gefaßt ausfallen. Es wäre daher jedenfalls bei der Handhabung der neuen Gemeindeordnung wünschenswerth, wenn man die Stadtverordneten und Gemeindevertreter in ihren Privatgeschäften nicht störte, wo es sich nur darum handelt, die Meinungen derselben in

Angelegenheiten zu hören, in welchen ihre Beschlüsse nicht entscheidend sind. — In dem gegebenen Falle scheint von Seiten der Behörde die Absicht zum Grunde zu liegen, den Stadt- und Gemeindeverordneten eine Gelegenheit zu verschaffen, ihren Patriotismus und die Liebe zu dem angekannten Herrscher zu documentiren; indeß hat das Preussische Volk die Verweise von solchen lobenswerthen Gesinnungen schon so häufig abgelegt, und bieten sich die Gelegenheiten zur Bethätigung derselben in solchem Maaße dar, daß es dieser Gelegenheit nicht bedurft hätte. — Doch alles dieses nur beiläufig — Hauptzweck des gegenwärtigen Referats ist, die Höhe der festgestellten Beiträge zu prüfen, um das lesende Publikum in den Stand zu setzen, über die Richtigkeit des Maaßstabes urtheilen zu können, nach welchem höhern Orts die Vertheilung und Fixirung der Beiträge Statt gefunden hat. —

Laut der Eingangs gedachten landrätthlichen Verfügung soll pr. Kopf circa 1 Pfennig von den Elementarsteuererhebern zu dem gedachten Zwecke erhoben werden, und für ein mir bekanntes Amt im Kreise, welches 4512 Köpfe zählt, ist der Beitrag zu 12 Thlr. 16 Sgr. festgesetzt, was grade pr. Kopf 1 Pfennig macht. Die ganze Preussische Monarchie zählt circa vierzehn und eine halbe Million Köpfe, und wenn für jeden Kopf 1 Pfennig erhoben wird, so kommt die Summe von 40,277 Thlr. 23 Sgr. 4 Pf. heraus. Da zur Deckung der Kosten für das erwähnte Bild nur 15,000 Thlr. verausgabt zu werden brauchen, so bleiben 25,277 Thlr. 23 Sgr. 4 Pf. übrig. Es entsteht daher die Frage: Warum dieser bedeutende, die Kosten für das gedachte Bild fast doppelt übersteigende Überschuß, und zu welchem Zwecke soll derselbe verwendet werden? Und eine zweite Frage: Wie können die Behörden es rechtfertigen, wenn sie eine solche Gelegenheit benutzen, eine so große Summe, wenn auch zu dem edelsten Zwecke, einzuziehen?

Die verehrten Behörden werden es hoffentlich nicht unter ihrer Würde halten, wenn sie dem dabel bethelligten Publikum darüber die nöthigen Aufklärungen geben, worum der Einsender bescheiden bittet. X

Die Redaktion des Westphälischen Merkurs, welcher dieser Artikel zuerst eingesandt war, findet, daß derselbe „zu zarter Natur und Mißdeutungen gar zu sehr unterworfen sei, um dafür die Verantwortung auf sich zu nehmen“. Wir sind weniger zart organisiert und finden es ganz in der Ordnung, daß die Sache zur Sprache gebracht wird. Die Redaktion.

Ein Beitrag zur Hannoverschen Bürokratie.

Es drängt mich, einige Übergriffe königlicher Bedienten, bekanntlich in Hannover der offizielle Ausdruck für „Beamte,“ in der Provinz Osnabrück vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen.

1. Die Wittwe N. ist seit ihrem circa 16jährigen Witthum Pächterin einer zur königlichen Domaine Sondermühlen bei Melle im Amte Grönenberg gehörigen Mühle, welche, beiläufig gesagt, ihr verstorbener Mann vorher schon längere Zeit in Pacht hatte. Sie überläßt die Verpachtung einem im reiferen Alter stehenden Manne, der wegen seiner Redlichkeit und Tüchtigkeit allgemeine Achtung genießt und sorgt, was die Hauptsache ist, sowohl für Erhaltung des trefflichen Zustandes der Mühle, als auch für pünktliche Entrichtung des Miethzinses, so daß in keiner Beziehung je Klagen Seitens der Domainenkammer gegen sie vorgekommen sind. Diese Wittve läßt der vor einem Jahre von Winsen an der Luhe nach dem Amte Grönenberg versetzte Amtmann K. (der sich, wie bekannt, im Jahre 37 bei den Wahlen eine zweideutige Ver-

rühmtheit erworben) im verfloffenen Sommer zu sich kommen, und thut ihr vorgeblich im Namen der Kammer kund, daß wenn sie nach der um Anfang Mai k. J. abgelaufenen Pachtzeit Pächterin der Mühle zu bleiben wünsche, sie sich eine Erhöhung des Miethzinses um circa 55 Thlr. müsse gefallen lassen. Die auf der Mühle ergraute Müllerin erklärte sich dazu bereit, wenn's mal nicht anders sein könne, worauf der Amtmann sie mit dem Bemerken entläßt, daß er der Kammer davon Bericht erstatten wolle. Um die Mitte des Monats Oktober aber läßt er ihr ohne Weiteres verkünden, daß sie laut Kammerbeschluß die Mühle Anfangs Mai k. J. zu räumen habe. Nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt, eilt sie schnurstracks zum Amtmann und fragt ihn um den Grund dieser widerrechtlichen Maßregel, da sie doch die Verbindung der Kammer angenommen, worauf derselbe entgegnet, die Kammer habe sich deshalb bewegen gefunden, ihren Entschluß zu ändern, weil nach dem und dem Gesetze eine Wittve nicht Pächterin einer königlichen Mühle sein könne. Man würde sie im Besitz der Mühle gelassen haben, wenn sie ihren Sohn das Müllergeschäft hätte lernen lassen. Die Müllerin erwidert, daß seit ihrem Wittthum ein Mann der Mühle vorgestanden, welcher das Geschäft musterhaft verwaltete, was das ganze Kirchspiel bezeugen könne. „Das mag sein, entgegnet der Amtmann, indeß muß man sich dem Willen der Kammer fügen, die hat's so beschlossen — und dabei bleibt's. Zudem hat sie bereits einen Mann aus Winsen an der Luhe zum Pächter auserkoren, der im hohen grade unbescholten und geschäftstüchtig ist. Ich will damit nicht sagen, daß Sie nicht unbescholten wären — kurz und gut! es ist Kammerbeschluß!“ —

Faßt man diese Sache nur oberflächlich in's Auge, so muß der einfache Verhalt derselben auch dem beschränktesten Verstande schon einleuchten. Es ist darüber auch im ganzen Amte nur eine Stimme, die dahin lautet, daß der Amtmann K., der, wie gesagt, früher in Winsen an der Luhe stand, (vermuthlich) gegen den Müller aus Winsen an der Luhe Verpflichtungen habe, die er auf diese Weise zu tilgen gedenkt. Oder ist es anzunehmen, daß die Kammer einer Pächterin, die während circa 16 Jahren die Pacht auf's pünktlichste bezahlt hat, nun plötzlich einen Aufschlag von 55 Thlr. zumuthet? Und wenn dieses, — daß dieselbe Kammer, nachdem die Pächterin den Pachtzuschlag angenommen, nach Verlauf eines Vierteljahrs ihr dennoch kündigt auf Grund eines Gesetzes hin, wornach ein Weib nicht Pächterin einer Mühle sein könne? — Warum, fragt man mit Recht, hat man ihr denn überhaupt verpachtet, wenn es geschwidrig ist? Doucement, höre ich den Ehren-Amtmann eifern, das Gesetz ist erst vor wenigen Wochen erlassen. — Selbst zugegeben, daß das Gesetz wirklich existirt, — wie sollte die Kammer gerade auf einen Müller aus Winsen verfallen, um dem die Mühle zu verpachten? Das könnte doch nur dann geschehen, wenn in der ganzen Provinz ein radikaler Mangel an Müllern wäre und in der Lüneburger Heide einzig Müller gebildet würden. Und auch dann würde sie noch keinen nach Melle herufen, sondern, wie's Recht ist, die Mühle öffentlich verpachten lassen.

Den allgemeinen Unwillen, die bitterste Entrüstung in unsern Kreisen über diese schreiende Willkühr eines beedeten Verwaltungsbeamten näher zu schildern, erscheint überflüssig. Es ist nur eine Stimme darüber, daß sie klagen, die Sache aber nicht den schleppenden gewöhnlichen Gerichtszug müsse gehen lassen, sondern daß sie sich direkt an den König wenden solle, der ihr gerecht werden würde. „Un wenn se't sümmeß nich dehen will, dann will wi't dehen!“ sagen die Bauern einhellig. Ein schönes Beispiel lebendigen, warmen Rechtsgefühls bei dem sogenannten gemeinen Mann. Wer kann ihn unterdrücken, den Kern des Volks, den ewig tücht'gen, derben? Je mehr Unbill, desto größer das Rechtsgefühl. Nur so fort, Ihr Herren, — uns schadet es nicht! — —

2) Ein anderes Stückchen, welches uns eine Habeas corpus-Akte sehnlichst wünschen läßt, wurde in Welle vor 3 Jahren gegeben. Man steckte nämlich einen Bürger und Handwerker L., als des Diebstahls verdächtig, in's Gefängniß, ließ ihn sieben Wochen darin schmachten und wandte empörende Mittel, die man freilich später abläugnete, von denen aber die Maale am Schienbein und Rücken des Inquisiten sprechende Zeugen sind, an, um ihn zum Geständniß zu bringen. Da dieselben jedoch fruchtlos blieben, und man ihm auch Nichts beweisen konnte, mußte man ihn endlich wieder loslassen. Der Bürger L. machte nun eine Klage anhängig über diese widerrechtliche, siebenwöchentliche Haft und die widerrechtliche, barbarische Behandlung oder Mißhandlung. Zwei Beamte, welche die Untersuchung geleitet hatten, wurden in Folge dessen mit Gehaltserhöhung versetzt. Was ihnen ferner noch geschehen wird, weiß man nicht, da die Klage noch nicht entschieden ist. Welchen Ersatz man dem Bürger für die geraubte Freiheit, für die gestörte Gesundheit, die Geschäftsunterbrechung, den Miserebit und für den Schmerz der Seinigen geben wird, — nun, das weiß man!! — O, that it should come to this! muß man mit Hamlet seufzen. Beklagenswerthe Zeiten, wo der unschuldige Familienvater nicht sicher mehr ist, von der Justiz den Seinen entrißen zu werden. Die Justiz ist häufig den Krachten gleich, die bei Meeresstille ihre Fangarme plötzlich aus der Tiefe hervorrecken und den sorglosen Schiffer hinab in den Abgrund reißen. —

3) Ein junger, adelicher Assessor v. d. D. in Welle pflegte häufiger Umgang mit den Bürgerlichen, als mit Seinesgleichen. Der Amtmann R. (ein homo novus!) stellt ihn darüber ernstlich zur Rede. Da dieses nicht fruchten will, denunziert er ihn dieserhalb bei der Regierung, welche ihn denn alsbald nach der Lüneburger Haide versetzt, aus Grund, daß er nicht standesgemäßen, (nach Andern: unehrenhaften) Umgang gepflogen. Letzteres wird hoffentlich nicht hinzugefügt sein, da es doch eine zu arge Beleidigung gegen sämmtliche Nichtbeamtete enthielte. Übrigens ist der Vorgang, wenngleich er, wie jede bornirte Maßregel, seine lächerliche Seite haben mag, sehr ernst Natur. Es handelt sich hier darum, ob eine Regierung, deren Basis das Recht sein muß, so mit den Rechten der Einzelnen spielen darf. Oder ist es etwa kein Eingriff in das Privatrecht, wenn man Jemanden, der mündig und Mann ist, in der Wahl seines Umgangs, seiner Freunde beschränken will? Eine vernünftige Regierung, sollte man denken, müßte sich drüber freuen, wenn sich der Thronigen Einer unter's Volk mischte, sich beliebt machte, und vor Allem, das Volk und seine Bedürfnisse kennen lernte; — wenn's vornämlich, wie hier, ein Adlicher wäre.

Diese drei Beispiele von Beamtenwillkühr, welche binnen kurzer Frist von einem Amte des Königreichs Hannover gegeben wurden, werden vorläufig schon den Beweis liefern, daß unsere Beamteten zuweilen ihre besonderen Maximen haben. Um jedoch das Urtheil hierüber noch fester stellen zu können, wäre es sehr wünschenswerth, daß von verschiedenen Seiten noch ähnliche Thatfachen beigebracht würden, zu deren Veröffentlichung sich die Redaction dieses Blattes gewiß gern verstehen wird. Fälle genug des Stoffes ist vorhanden; drum Hand an die Waffen! —



Redacteur: **Dr. Otto Lüning** in Rheda.

Bielefeld. A. Helmich's Verlag. — Druck von **J. D. Küster, Witwe.**



